Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zur zustellen, oder bei größerer Werken um Verlängerungsfrist n zusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem o beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachteu Scha zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlic Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher aus händigt werden.

Staatl. Bibl.
Regensburg

Germ. 4461
(19.
20.)

Schriften

von

Caroline Pichler.

Neunzehntes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Die Grafen von Hohenberg. (Fortsetzung.) . . S. 3

Die Grafen von Hohenberg.

Wiedersehen.

Elisabeth hatte ohne weiteres Abenteuer das Kloster erreicht, wo ihre Tante Aebtissin war. Der Empfang derselben diente nicht dazu, ein verwundetes Herz, das sich nach Theilnahme sehnte, zu befriedigen. Mit kalter Strenge forschte sie nach jedem kleinen Umstand, Elisabeth hatte sogar Mühe, sich für das geltend zu machen, was sie war. Nur einige wichtige Papiere, die sie von Seusenburg mitgenommen hatte, und eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Bildnisse ihrer Mutter, das im Zimmer der Aebtissin hing, schlugen endlich diese beleidigenden Zweifel nieder. Desto strenger wurde nun ihr Betragen, ihr Verhältniß zu Hohenberg und die Ursachen ihrer Flucht untersucht. Elisabeth hatte keinen Grund, sich hier zu verbergen. Das Geheimniß, welches sie über ihr Geschlecht und ihren Stand beobachtete, hatte nur dazu dienen sollen, jede Spur ihres Daseyns zu verwischen, und Hohenbergs Forschungen zu täuschen. Jetzt, da sie sich sicher glaubte, gestand sie freimüthig ihre Geschichte, und verschwieg nur den Grad ihrer Empfindung für den unglücklichen Freund vor einer Zuhörerin, der jede Art von Gefühl fremd zu seyn schien. Die Aebtissin durchschaute sie dennoch. Ihr heiliger Zorn entbrannte gegen diese sündliche Leidenschaft, und sie ließ Elisabeth die ganze Härte eines Gemüthes fühlen, das die Zurücksetzung seiner

eigenen Jugend an allem Liebenswürdigeren bitter rächt. Nur mit Mühe ertheilte sie ihr die Erlaubniß, sich im Kloster aufzuhalten, aber sie durfte nicht im Umfange der Clausur, wo die Gott geweihten Jungfrauen leb- ten, wohnen, sondern es wurden ihr Zimmer in einem der Nebengebäude angewiesen; doch war ihr vergönnt, an den Andachtsübungen Theil zu nehmen, und mit den älteren Klosterfrauen umzugehen.

Elisabeth empörte diese Behandlung, aber da nur das Kloster ihr Sicherheit vor Hohenbergs Nachsuchungen und dem Zorne ihres Oheims, den sie zu fürchten hatte, geben konnte, da sie auf der ganzen Welt Niemand angehörte, und entschlossen war, in unauflöslichen Gelübden Schutz gegen ihr eigenes Herz, und eine unübersteigliche Scheidewand gegen jede kühnere Hoffnung ihres Freundes zu finden, so entschloß sie sich, zu bleiben, und von der Zeit einen bessern Rath zu erwarten.

Zwei Monate waren in düstrer Einsamkeit, unter strengen Andachtsübungen und unaufhörlichen Kämpfen gegen die Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit, an ein Glück, vergangen, dem sie auf ewig entsagt hatte, und dessen Andenken immer mit neuer Lebhaftigkeit in ihr erwachte. Als sie eines Abends aus der Vesper in ihr Zimmer zurückkam, meldete ihr die Zofe, daß zwei Fremde nach ihr gefragt, und sie angelegentlich zu sprechen verlangt hätten. Elisabeth erschrak. Wer konnten die Fremden seyn? Sie forschte. Der Eine derselben war in ganzer, sehr prächtiger Rüstung gewesen — der geschlossene Helm hinderte, sein Gesicht zu sehen; der Andere, unansehnlicher und kleiner, schien nur sein Begleiter, aber sie waren Hand in

Hand gekommen und gegangen — nennen hatten sie sich durchaus nicht wollen. Elisabeths Ahnungen bekamen mit jedem Worte der Zofe mehr Wahrscheinlichkeit. Ein Sturm erhob sich in ihrer Seele, der schwache Schein von Ruhe, den sie mühsam errungen hatte, verschwand vor der bloßen Möglichkeit, daß Ludwig in ihrer Nähe wäre, daß er ihre Spur verfolgt, sie aufgesucht habe — daß ihre Gefühle vielleicht in gleicher Stärke erwiedert würden. Verstört, zitternd, irrte sie wie in einem wachen Traume umher — unentschlossen, was sie thun, ob sie den Besuch, der auf den folgenden Tag verkündigt war, annehmen oder abweisen sollte. Sie kämpfte, sie rang mit sich selbst, zwischen der entzückenden Hoffnung, den Freund ihrer Seele wiederzusehen, und der Gefahr, die dies Wiedersehen für ihren Vorsatz haben könnte. — Und wenn es nicht Hohenberg — wenn es ein gleichgültiger Unbekannter, wenn es vielleicht ein Abgesandter ihres Oheims war? — Sie beschloß, ihn nicht zu sprechen, und entfernte sich um die bestimmte Stunde aus ihren Zimmern. Die Fremden kamen. Die Zofe erklärte ihnen, daß sie Befehl habe, ihrer Gebieterin ihre Namen zu melden, sonst würde sie sie auf keinen Fall sprechen. Da stieß der Erste von ihnen unwillig mit dem Fuße gegen die Erde, daß der Harnisch rasselte — aber seinen Namen nannte er nicht. So hinterbrachte die Zofe Elisabeth ihre Nachricht, und Kämpfe und Zweifel währten fort.

Es war einer der heitern späten Herbsttage, wo die sterbende Natur noch einmal ihre Reize sammelt, um ihren Abschied zu verschönern. In Elisabeths Seele war keine Empfänglichkeit dafür. Unstät durchstreifte

sie die Gänge des Klosters, warf sich jetzt im heißen Gebete vor einem Altar nieder, und sprang dann wieder entsetzt empor; denn sie wurde sich bewußt, daß sie die ganze Zeit, statt zum Himmel zu flehen, mit einem irdischen Bilde beschäftigt gewesen war. Da schlug gegen Abend die Zofe, der sie ihre Unruhe vergebens zu verbergen suchte, ihr einen Gang in's Freie vor, um sich zu zerstreuen. Elisabeth folgte willenlos — sie wandelten durch die Thalschlucht, wo die nackten Felsen, die verödete Burg auf ihrem Gipfel *), die sterbende Natur umher in Elisabeths Gefühle stimmten. Jetzt wandten sie sich links in den Wald, dessen Blätter schon meist unter ihren Füßen rauschten. Da stand die Zofe plötzlich still — Elisabeth sah sich um — zwei Gewaffnete traten plötzlich hinter dem Felsen hervor — sie wollte fliehen. — Eine nur zu bekannte Stimme rief ihren Namen in einem Tone, der alle Saiten ihres Herzens erschütterte, und jede Bewegung hemmte. Sie blieb mit hochklopfendem Herzen unbeweglich stehen. Wo bist du, Elisabeth? — rief der Fremde noch einmal: — O, reiche mir die Hand, gib mir ein Zeichen deiner Gegenwart! Er breitete die Arme aus — jede Rücksicht schwand aus ihren Blicken — sie fühlte, sie dachte nichts als ihn, und sank besinnungslos an Hohenbergs Brust. — Als sie sich aufrichtete, war sie mit ihm allein, die Zofe und der zweite Fremde waren verschwunden. Sie erkannte nun wohl, daß dieses Zusammentreffen verabredet gewesen war, sie wollte zur-

*) Die Burg Mödling; auf einem Felsen in dem Thal hinter dem Flecken soll einst die Residenz einiger Herzoge von Oesterreich aus dem Babenberg'schen Hause gewesen seyn.

nen — ein Laut der Liebe entwaffnete ihren Unwillen. Hohenberg zeigte ihr eine Leidenschaft, an die sie kaum geglaubt hatte, die sie entzückte und berauschte. Bald machte er ihr Vorwürfe wegen ihrer Flucht, die ihn so unglücklich gemacht hatte, bald strömte sein Gefühl in glühenden Dank für ihre Liebe und Treue aus. Sie vermochte nicht, ihre Fassung zu behaupten — sie hatten sich wieder nach langer schmerzlicher Trennung, ihre Herzen, die sich einst im ersten Augenblick erkannt hatten, schmolzen wieder im seligen Verein in einander, alle Verhältnisse, alle Hindernisse waren in diesen himmlischen Momenten vergessen. Sie gestand ihm offen ihre Liebe, sie verbarg es ihm nicht, daß sie von der ersten Minute an, wo sie ihn gesehen, den Entschluß gefaßt hatte, ihm ihr Daseyn zu widmen. — So überließen sie sich einige Augenblicke dem süßen Taumel der Vergessenheit. Nur zu bald aber erwachte in Elisabeths Herzen das Gefühl ihres Schicksals, und mit ihm ihre ganze Fassung. Mit eben der Offenherzigkeit, mit der sie dem Geliebten vorher ihre Liebe gestanden hatte, erinnerte sie ihn an die Kluft, die sie auf ewig trennte. Er widersprach ihr heftig, seine Leidenschaft hatte ein Mittel gefunden, ungeschieden in seliger Vereinigung mit ihr zu leben. Elisabeth hörte tiefbewegt aber ungläubig diese Behauptung. Da erzählte er ihr, wie nach ihrer Flucht aus Waldsee's Schloß seine Vermuthung, daß der treue Heinrich ein liebendes Mädchen sey, zur Gewißheit geworden war, wie diese Flucht seine Ruhe, sein Glück zerstörte, daß nicht das Wiederfinden seiner Lieben, nicht die Aussicht, seine Würden und Güter zu erlangen, ihn erfreuen

konnte; wie er keinen andern Gedanken fassen konnte, als das Unglück eines geliebten Wesens, das sich beispiellos für ihn geopfert, und nun so unaussprechlich elend seyn müßte, das er um seinetwillen hülflos, verzweifelnd in die Welt hinausgestoßen dachte. Er beschloß sie aufzusuchen, wie schwer das auch in seiner Lage war, und sollte es am äußersten Ende der Erde seyn. — Endlich entdeckte er ihre Spur, folgte ihr und fand sie — und nun — nun sollte sie nichts mehr trennen! Sie sollte ihm nach Scharnstein folgen, und dort als seine und Adelgundens Freundin, als ihre Schwester mit ihnen leben. Adelgunde hatte in diese Uebereinkunft gewilligt, sie hatte sie ihm sogar vorgeschlagen, da sie seinen Kummer und ihre Verpflichtung gegen ein Mädchen erkannte, ohne deren Beistand, ohne deren treue Liebe sie den Gemahl nie wieder gesehen haben würde. Morgen sollte er sich in Wien bei Herzog Friedrich einfinden, um von ihm die feierliche Belehnung mit allen seinen wiedereroberten Besitzungen zu empfangen, dann würde er am Abend wieder kommen und sie abholen, um sich nie wieder von ihr zu trennen.

Schaudernd vor Entzücken und Schmerz hörte Elisabeth ihn an. Ihr Herz war von tausend streitenden Empfindungen bestürmt, und nur mit großer Anstrengung erhielt sie sich die Kraft, den zauberischen Aussichten, die er ihr mit glühender Leidenschaft schilderte, zu widerstehen. — Schon sank diese Kraft immer mehr, schon fingen seine Vorstellungen an, ihr ausführbarer, hinreißender zu erscheinen — da tönte durch die dämmernde Luft die Vesperglocke des Klosters, und erschrokken sprang die Zofe herzu, um ihre Gebieterin an die

Rückkehr zu erinnern. — Elisabeth riß sich aus Hohenbergs Armen. — „Und du willst mich verlassen,“ rief er, „ehe du meine Bitte gewährt und meine Unruhe geendet hast?“ — Elisabeth stand unentschlossen — „versprich mir, daß du mich morgen hören willst, oder entscheide dich gleich hier.“ Elisabeth schwieg noch — da trieb die Zofe sie ängstlich an — die Vesperglocke hatte beinahe ausgetönt, und bald darnach wurde das Kloster geschlossen. — „Ich spreche dich morgen um diese Zeit auf meinem Zimmer,“ rief sie schnell, drückte seine Hand noch einmal, und flog das Thal hinab dem Kloster zu.

Es brauchte lange, bis sie in dem Sturm ihrer Gefühle sich eines klaren Gedankens bewußt wurde. Sie war geliebt — sie war es mit einer Leidenschaft, die unter günstigern Umständen sie unaussprechlich glücklich gemacht hätte, und die nun das Maaß ihrer Leiden verdoppelte. Sie sah die Scheingründe wohl ein, auf welche seine Hoffnungen sich stützten, sie durchschaute Adelgundens Willfährigkeit, die Nebenbuhlerin bei sich aufzunehmen, und ihr Gemüth empörte sich gegen den Gedanken, daß sie die Freiheit, den Freund ihrer Seele zu lieben, ihm ihr Leben zu weihen, als eine Gunst aus fremden Händen empfangen sollte. Je heftiger ihre Liebe war, je unerträglicher war ihr jede Art von Theilung. Sie fühlte bestimmt, daß ein so widernatürliches Verhältniß unmöglich dauern, daß es zu einer unversiegbaren Quelle von Kränkungen und Verdrüßlichkeiten für alle Theile werden mußte, und so arbeitete sich endlich unter schmerzlichen Gefühlen der Entschluß in ihr empor — diesen Antrag auszuschlagen, und allen

Bitten Hohenbergs zu widerstehen. Nicht ohne jede Wunde ihres Herzens wieder aufzureißen, geschah dieser Kampf. Sie litt unaussprechlich, aber sie beharrte auf ihrem Vorsatz. Die Nacht verging unter Thränen und Gebet; in diesem suchte sie die Stärke, um einen Entschluß auszuführen, den Tugend und Vernunft ihr als Gesetz vorschrieben, und in der Pflichtmäßigkeit desselben fand sie wieder Kraft und selbst einige Ruhe, um dem Sturm, der ihr bevorstand, gefaßter entgegen zu gehen.

Der Tag bis zum Abend schien ihr ewig zu währen, und dennoch zitterte sie vor dem Augenblicke des letzten Wiedersehens. Dieses letzte tönte unaufhörlich in ihrer Seele, und schien die geheimsten Fäden ihres Lebens aufzulösen. Der Abend nahte endlich. Mit jedem Glockenschlage schauderte sie, jeder brachte den bangen Augenblick näher. Jetzt hörte sie männliche Tritte im Vorgemach. Bleich, bebend nahte sie sich der Thüre — und Hohenberg, im fürstlichen Gewande, wie er vom Herzog gekommen war, im stolzen Gefühl seines anerkannten Rechts, seiner wiedererlangten Größe, trat ihr entgegen. — Sie erstarrte — beinahe war ihre ganze Kraft in diesem Augenblicke dahin. Sie vermochte nicht zu sprechen — ihr Schweigen befremdete ihn. — „Elisabeth!“ fing er an: „was ist das? Seyd Ihr's auch, die vor mir steht? Ihr sprecht nicht?“ — Sie reichte ihm die Hand zitternd, schweigend, und winkte seinem Begleiter, sich zu entfernen. „Was ist Euch, meine Elisabeth?“ rief er mit dem Tone der innigsten Liebe: „was soll dies kalte Schweigen, in dem Augenblick, wo ich hoffe, alle meine und Eure Wünsche erfüllt zu sehen?“

Ein tiefer Seufzer drängte sich bei diesen Worten aus ihrer Brust. Kommt, sagte sie endlich, gebt mir Eure Hand, laßt mich mein altes Amt wieder bei Euch verwalten, laßt Euch von mir führen. Er folgte ihr in ein inneres Zimmer, im Gehen schlang er seinen Arm um sie, und zog ihre Hand an seine Brust: „O, wie lange hat mich diese liebe Hand nicht geleitet, die mich sonst so oft, so liebevoll führte!“ Er war stehen geblieben, sie mit ihm; diese Erinnerung an eine schöne vergangene Zeit überwältigte sie, ihre Thränen strömten heftig. — O schont, schont meiner, rief sie, mit diesen Erinnerungen — wir müssen uns trennen.

Trennen? rief Hohenberg wild: wer wagt es, dieses Wort auszusprechen? Welche Macht der Erde kann mir mein Leben, mein Glück entreißen, das ich nur in dir finde? Wer kann uns trennen?

Elisabeth beschwor ihn, sie gelassen anzuhören. Sie setzten sich — sie fing an, ihm mit aller Kraft, die sie gesammelt hatte, die Gründe darzulegen, die sie abhielten, in seinen Vorschlag zu willigen. — Er hörte sie nicht; sein stürmendes Gefühl riß ihn über alle Bedenklichkeiten hin, er warf ihr Mangel an Liebe, Unbeständigkeit vor, er führte ihr das Beispiel des Grafen von Gleichen an *), dessen Geschichte noch in frischem Andenken war, seine eignen ganz unsträflichen Absichten, Adelgundens Einwilligung, und den Umstand, daß er diese nie eigentlich geliebt, daß sie sich in einer ziemlich zufriedenen Ehe immer mit seiner Achtung, mit

*) Gewiß kennt Jeder die Geschichte des Grafen von Gleichen, der zwei rechtmäßige Frauen hatte, seine erste, und dann die Sultanstochter, die ihn aus der Gefangenschaft befreite.

den Rechten einer Mutter seiner Kinder, begnügt hatte, ohne Ansprüche auf die schönern Gefühle seines Herzens zu machen, und daß sie also durch diese neue Theilung eigentlich nichts verliere, was sie vorher besessen. Elisabeth blieb unerschüttert. Aber nun leitete ihn seine Liebe einen Weg, der sicherer zu ihrem Herzen führte. Er mahnte sie an jene Tage der Liebe und Seligkeit, wo sie unzertrennlich vereinigt, jede Freude, jeden Schmerz, jedes kleine Ereigniß getheilt hatten, wo sie sein Auge, sein Stab, sein Alles gewesen, wo er die Welt durch sie, und um ihrentwillen wieder kennen und lieben gelernt hatte — an jene schönen Tage in Seusenburg, an jene noch seligern ihrer Pilgerreise, wo sie ihm so oft geschworen, ihn nie zu verlassen, wo die Vermuthung, daß sie ein Mädchen, daß ihre Empfindung für ihn etwas anders als kindliche Zuneigung sey, ihn so unaussprechlich selig gemacht hatte. Er schilderte ihr seine Verzweiflung nach dem Tage ihrer Flucht, und mahnte sie ihrer Schwüre, ihrer Verheissungen.

Elisabeths Gefühl schmolz in wehmüthig süße Rührung. Weinend lag sie in seinem Arm, stets noch überzeugt, daß sie nicht einwilligen dürfe, aber beinahe an ihrer Stärke verzweifelnd. Ihre Thränen floßen unaufhaltsam, er hörte sie weinen — heftig drückte er sie an seine Brust: „O, wer auch weinen könnte, wie du! Mir ist die Wollust der Thränen mit den Augen geraubt!“ Diese Worte, diese Erinnerung an sein Unglück zerrißen Elisabeths Herz, und zernichteten ihre Kraft. Es schien ihr, als könnte ihr Wohlseyn, ihr Ruf, ja ihr Seelenfrieden in keinen Betracht kommen,

wenn sie sein nächtliches Geschick erheitern, und mit dem Opfer ihres Daseyns sein Glück erkaufen könnte. Schon stieg das Bild eines ungetrennten Zusammenlebens glänzender vor ihren Blicken empor, schon schwanden die Hindernisse, die Mißverhältnisse aus ihrem Bewußtseyn, und die entzündete Phantasie malte die Folgen ihres Schrittes in schimmernden Farben. Sie sprang auf — sie hatte beschlossen, sein zu werden, sie wollte ihm feierlich die Hand zum Schwur ewiger Treue reichen, da riß, indem sie sich schnell aus seinen Armen erhob, ein goldner Haken seines Gewandes die seidene Schnur entzwei, an der sie seit dem Vorgange am Erlaphsee ein Bild der heiligen Jungfrau um den Hals trug. Das Bild von Gold, künstlich gearbeitet, fiel zu ihren Füßen nieder, und unterbrach den Taumel, in dem ihre Seele schwamm. Sie hob es auf — die Veranlassung, warum sie es trug, ihr jetziger Entschluß, der ihr plötzlich jenem am Ufer des See's zu gleichen schien — fielen schreckend und schwer auf ihr Herz. Es sank ihr wie ein Schleier von den Augen — sie sah die Gefahr, in die sie sich stürzen wollte — sie ermannte sich — blieb ein Paar Augenblicke kämpfend stehen — ihre Kraft kehrte zurück, und statt, wie sie Willens gewesen war, Hohenbergs Bitten nachzugeben, erklärte sie mit neuer Festigkeit ihren Vorsatz, nie einzuwilligen, und wendete sich mit edler Wärme an sein eigenes Bewußtseyn. Sie schilderte ihm mit immer steigender Begeisterung den Lohn erfüllter Pflicht — sie ließ ihn Adelgundens traurige Lage, die allein sie zu jener Willfährigkeit vermocht haben konnte, den zerstörten Frieden eines ruhmvollen Hauses, ihren eigenen be-

fleckten Ruf, die Folgen eines so seltsamen Verhältnisses im düstern Lichte sehen, und erklärte ihm zuletzt, daß es um ihre Ruhe, um ihr Seelenheil geschehen seyn würde, wenn sie in sein Verlangen gewilligt hätte, daß sie aber nicht mehr Kraft genug habe, seinen Bitten, seinem Unglück zu widerstehen, und daher von ihm selbst Schonung und Unterstützung im Kampf der heiligsten Pflicht erwarte.

Finster, schweigend hatte er ihre lange Rede angehört, ohne sie zu unterbrechen. Als sie geendet hatte, stand er auf. Ihr habt nun Alles gesagt, hub er an, was Klugheit, Menschenfurcht, und Eure, nur zu genaue Kenntniß meines Herzens Euch eingab. Ich weiß von Allem dem nichts mehr, als daß Ihr nicht wollt, und daß es Euch nicht schwer fällt, Euch von mir zu trennen. Was ich empfinde, wie ich Euch liebe, und was mein Schicksal seyn wird, kümmert Euch wenig. Es sey! — Zwingen kann ich Euch nicht, und würde es nie, selbst wenn es in meiner Macht stünde — und so lebt wohl. Er reichte ihr die Hand; sie sah eine flüchtige Blässe über seine edlen Züge gleiten — seine Stellung war stolz, trotzig beinahe. Wie drängte sie ihr volles Herz, ihm den Irrthum zu benehmen, als wäre Mangel an Liebe die Ursache ihrer Weigerung! Aber sie sah die Gefahr einer solchen Erklärung ein, und schwieg. Zitternd — stumm, von einem Fieberfrost ergriffen, der ihre Glieder durchschauerte, faßte sie seine Hand, und leitete ihn bis an die Thür des Vorgemachs. Lebt wohl! sagte er hier noch einmal, ohne ihre Hand zu drücken — ohne ein Zeichen der Liebe. Sie winkte dem Begleiter, und legte des Grafen Hand in

die seinige. Lebt wohl, sagte sie kaum hörbar, ihr Auge folgte ihnen, bis sie an der Ecke des Klosterganges verschwunden waren. In diesem Momente brach ihre lang gehaltene Kraft zusammen. Ein düsterer Schleier webte sich um alle Gegenstände, eine gräßliche Kälte drang bis an ihr Herz, und zog es krampfhaft zusammen — ihre Sinne vergingen — sie stürzte an der Schwelle nieder.

Auf das Geräusch ihres Falles eilten ihre Zofen herbei — man brachte sie auf's Bette, und es verging wohl mehr als eine Stunde, ehe sie zu sich kam. Sie erwachte — aber ohne Bewußtseyn ihres Zustandes. Fieber-Phantasien, schreckliche Bilder, die Erzeugnisse ihres unglücklichen Schicksals, verwirrten ihre Sinne. Ihr Leben war in Gefahr erklärt, und diese Gefahr dauerte viele Wochen, in denen sie ihrer Sinne nie mächtig war. Endlich wich das Uebel der Kraft ihrer Jugend — aber ihr Gemüth blieb lange noch krank, und eine tiefe Schwermuth hielt beinahe bis zur Annäherung des Frühlings an. Mit dem wiederkehrenden Leben der Natur kehrte auch die Kraft ihres Geistes, ihre vollkommene Genesung zurück. Was sie ausgestanden hatte, was mit ihr vorgegangen war, hatte lange in dunklen, traurigen Erinnerungen im Grunde ihrer Seele gelegen — jetzt erst erholte sich ihr Geist aus seiner Betäubung, und es ward ihr klar, was sie gethan, worauf sie verzichtet hatte. Sie erkannte die ganze Größe des Verlustes, aber sie konnte nicht bereuen, so gehandelt zu haben. In diesem Bewußtseyn lag der Keim neuer Stärke und Seelenruhe, die nur zuweilen durch die Erinnerung an das traurige Schicksal

ihres Freundes, von dem sie nun seit mehr als vier Monaten nichts gehört hatte, getrübt wurde.

Guter Rath.

Es war eine traurig süße Beschäftigung ihrer einsamen Stunden, die Geschichte dieser Entsagung aufzuzeichnen, und sie hatte der einsamen Stunden sehr viel. Wie segnete sie dann das Andenken des guten Pater Euseb, der ihr in dem ernsten Unterricht, den er ihr ertheilte, so mächtige Waffen gegen die gefährlichsten Feinde ihrer Ruhe, Langeweile und Schwäche des eigenen Herzens, gegeben hatte! Ihre beiden Unterredungen mit dem Grafen waren der Aebtissin nicht verborgen geblieben; was sie noch nicht wußte, verriethen Elisabeths Phantasien, die sich alle um den Einen Gedanken seines Verlustes, und einer ewigen Trennung bewegten. So wenig sie also Ursache gehabt hätte, ihrer Nichte deßhalb zu zürnen, so war es doch genug, daß sie einen Mann ohne ihr Vorwissen gesprochen, daß sie leidenschaftlich liebte und eben so wiedergeliebt wurde, daß dieser Mann verheirathet und eben der war, den sie der Gewalt ihres Oheims entrissen hatte, um sie das ganze Gewicht ihres Zornes empfinden zu lassen, sobald sie zum völligen Bewußtseyn ihrer selbst zurückgekehrt war. Vorwürfe und Härte, Kränkungen und Neckereien — Alles wurde angewandt, um Elisabeths Sinn zu brechen, um sie zum leidenden Gehorsam und zur Annahme des Schleiers zu bringen. Es gelang nicht; vielmehr stählte sich ihr verwundetes Herz in diesem steten Kampf gegen ungerechte Anmaßungen, und die Base erreichte nichts damit,

als daß sie Elisabeths geringen Beruf zum Klosterleben vollends zerstörte, indem diese sich überzeugte, daß jene stille Fassung, jener heilige Friede der Seele, in welchem sie Schutz nach den Stürmen des Schicksals suchte, keineswegs in einer Lebensweise zu finden war, wo Leidenschaften und Ränke nur um so heftiger wirkten, je beschränkter der Raum war, in dem sie sich bewegen konnten.

Sie sann nun mit Ernst darauf, das Kloster zu verlassen, aber sie sann vergebens; denn kein anderer anständiger Zufluchtsort in der Welt stand ihr offen. Die Regel des Hauses, in dem sie lebte, war nicht streng. Es stand der Aebtissin frei, unter gewissen Einschränkungen in den Zimmern außer der Clausur, Fremde, selbst angesehene ältere Männer zu sehen. Elisabeth, als ein weltliches Fräulein, durch keine Ordensregel gebunden, war dann oft gegenwärtig. Ihre Gestalt, ihr Anstand, ihre seltne Bildung erregte bald Aufmerksamkeit, die Aebtissin bekam öfter als sonst Besuche von den Besitzern der nahen Burgen, die auf einmal viele Geschäfte mit dem Kloster zu verkehren hatten. Zwei unter ihnen zeichneten Elisabeth besonders aus, so wie sie selbst unter den Uebrigen bedeutend hervorragten. Es waren die Ritter von Merckenstein*), und Joerger; Merckenstein, noch in der Blüthe der Jahre, einer der reichsten Edlen des Landes, seit kurzem Wittwer und Vater zweier liebenswürdiger Kinder — Helmhard von Joerger, derselbe, der die Güter der ältern Hohenberg'schen Linie vom Herzoge zu Lehn trug, zwar älter als Merckenstein,

*) Merckenstein, eine Bergveste, unweit Baden, wohin die Badegäste häufig spazieren fahren.

aber noch in der Fülle männlicher Kraft, unverheirathet, und weit umher durch Rechtlichkeit und ritterlichen Muth bekannt. Elisabeth konnte Beiden ihre Achtung nicht versagen, aber sie wies Merckensteins Anwerbung, der sich an ihre Base gewendet hatte, bestimmt ab. Die Base nahm diesen Eigensinn sehr übel auf, nachdem sie selbst — da alle Hoffnung, Elisabeth für's Kloster zu gewinnen, verschwunden war, sich seiner Angelegenheit angenommen hatte, und peinigte ihre Nichte auf's neue. Der Ruf verbreitete die Nachricht — Merckenstein kam nicht wieder in's Kloster nach Mödling, Helmhard näherte sich ihr von nun an nur als älterer Freund, und Elisabeth sah mit vermehrter Achtung, daß er ein wärmeres Gefühl geflissentlich unterdrückte.

Es waren mehrere Wochen vergangen, seit man in der Gegend aufgehört hatte, von Merckensteins fruchtloser Bewerbung zu sprechen, da meldete man Elisabeth eine Frau, die mit ihr zu sprechen verlangte. Die Fremde trat ein, schwarz gekleidet, schwarz verschleiert — sie schlug den Flor zurück, und Elisabeth sah mit Entsetzen Adelgunden von Hohenberg vor sich stehen. — Das Gefühl, das dieser Anblick in ihr erregte, machte sie verstummen; auch Adelgunde schien verwirrt und verlegen um den Anfang ihrer Anrede. Endlich fing sie an:

Es befremdet Euch, Fräulein, mich zu sehen. Das ist natürlich, und ich habe es nicht anders erwartet. Unser Verhältniß ist von der Art, daß troß der Achtung, die gewiß Keine von uns Beiden der Andern versagen kann, dennoch jedes persönliche Zusammentreffen peinlich bleiben muß. Darum könnt Ihr denken, daß nur eine Sache von höchster Wichtigkeit, die Euren sowohl

als meinen Vortheil zum Zweck hat, mich bewegen konnte, Euch mit meinem Besuche beschwerlich zu fallen.

Elisabeth hatte von dieser ganzen Rede wenig verstanden. Adelgunde war schwarz gekleidet — das waren zwar damals viele vornehme Frauen, aber sie war auch schwarz verschleiert — ihr Gesicht trug Spuren eines tiefen Kummers — der Gedanke: Hohenberg ist todt! Es ist seine Wittwe, die vor dir steht! hatte ihre Brust krampfhaft ergriffen, und jede andere Besinnung verdrängt. Statt aller Antwort unterbrach sie sie mit zitternder Stimme, und mit der Frage: ob Graf Ludwig lebe? Sie sah einen bittern Ausdruck über der Gräfin Gesicht gleiten: — „Er lebt, mein Fräulein, und ist vollkommen wohl!“ Nun fühlte sich Elisabeth erleichtert, und bat die Gräfin, fortzufahren — nicht ohne geheimes Grauen vor dem, was sie hören sollte.

Adelgunde begann von der letzten Zusammenkunft ihres Gemahls mit Elisabeth. Sie erhob in zierlichen Ausdrücken die Standhaftigkeit und Klugheit, mit der sie einem solchen Sturm zu widerstehen, und sich würdig zu behaupten gewußt hatte. Sie berührte ihre eigene Einwilligung zu dem sonderbaren Schritte ihres Gemahls auf eine Art, die Elisabeths Meinung davon ganz bestätigte, und ihr keinen Zweifel über der Gräfin wahre Gesinnungen ließ. Sie fühlte alle mühsam geheilten Wunden ihres Herzens aufreißen, aber sie war stark genug, vor solchen Augen den Schmerz nicht zu zeigen, der in ihrem Innern wüthete. Ruhig hörte sie sie an, und sagte nur zuletzt, wohin das Alles führen und was das für ein Zweck seyn sollte, der ihnen Beiden so vortheilhaft wäre? Nun erklärte ihr Adelgunde,

daß Hohenberg durch ihre bestimmte Weigerung nichts weniger als von seinem Vorsatze abgeschreckt sey. „Er gibt Euch nicht verloren, Fräulein, so lange nichts als Euer Wille Euch hindert, seine Wünsche zu erfüllen — er weiß, daß Ihr ihn liebt, und er kennt die ganze Gewalt dieser Leidenschaft.“

Elisabeth fühlte die Bitterkeit wohl, die in diesen Worten lag; aber so gelassen wie vorhin, sagte sie: und was glaubt Ihr, edle Frau, daß zu thun wäre, um ihn zu überzeugen?

Adelgunde sah Elisabeth seltsam bei dieser Frage an — da diese aber nichts weiter hinzusetzte, fuhr sie nach einer Pause fort: „Für's Erste Etwas, das seine Hoffnungen bestimmter niederschlagen müßte, als Euer bisheriges Betragen. Gebt meinen Worten keine üble Deutung. Ich erkenne, wie ich soll, den Ernst und die Würde Eures Benehmens gegen ihn; aber er weiß, daß die Trennung von ihm Euch an den Rand des Grabes brachte, er weiß, daß Ihr den Herrn von Merckenstein, einen würdigen reichen Freier, ausgeschlagen habt, daß der biedere Joerger, dadurch verschüchtert, sich Euch nicht zu nahen wagt. Könnt Ihr wohl glauben, daß dies seine Hoffnungen vermindert habe, daß er nicht damit umgehe, einen neuen, glücklichern Versuch zu wagen?“

Hier überraschte Elisabeth ihr Gefühl. Die Erinnerung dessen, was sie gelitten, riß sie hin, und heftig auffahrend rief sie aus: „O nur das nicht! nur keinen neuen Versuch! Ich würde — “ sie hielt plötzlich inne — ihr Auge fiel auf Adelgunden, die mit gespannter Erwartung den forschenden Blick auf sie geheftet hielt. — Gelassener fügte sie hinzu: der erste hat mich beinahe

das Leben gekostet, der zweite würde sicher mein Tod seyn!

Adelgunde schwieg, und sah bitter lächelnd vor sich nieder. Sie glaubte anders in Elisabeths Herzen gelesen zu haben. Sie fand in der Heftigkeit, mit der sie vor einem neuen Kampf zitterte, das Bekenntniß ihrer Schwäche, und die Leidenschaft ihres Mannes für dies Mädchen erschien ihr doppelt schrecklich.

„Ich kann Euch doch versichern, Fräulein, daß Ihr nichts weniger als sicher davor seyd. Hohenberg ist in Eurer Nähe, in Wien bei König Friedrich. Seine Geschäfte am Hof könnten längst abgethan seyn. Warum er noch dort verweilt, indeß die Uebernahme seiner Stammgüter ihn zu Hause unentbehrlich macht, brauche ich Euch nicht zu erklären. Zwei Stunden Wegs trennen Euch von ihm. Er ist sich dessen nur zu gut bewußt, was Ihr für ihn gethan habt, was Ihr zu thun entschlossen waret, wenn sein Schicksal sich nicht so unerwartet geändert hätte. Seine Kundschafter sind auf allen Euren Wegen, und nun schließt selbst daraus, was wahrscheinlich erfolgen kann."

Elisabeth hörte mit schmerzlichen Empfindungen diese Rede an. Sie sah die Richtigkeit dieser Vermuthungen ein, und so kränkend mancher Ausdruck für sie war, konnte sie sich doch nicht bergen, daß Alles, was die Gräfin sagte, gegründet, und nur zu wahrscheinlich war. Sie schwieg, und Beide blieben eine Weile, ohne zu sprechen, ohne sich anzusehen.

„Und was versteht Ihr denn," hub sie endlich an: „unter den Schritten, die des Grafen Hoffnung bestimmt niederschlagen könnten?" Adelgunde hob den

Blick empor, und sah sie forschend und lange an. „Wir stehen auf eine sonderbare Art einander gegenüber; es ist kein Wunder, wenn uns Mißtrauen und Furcht jedes Wort der Andern verdächtig machen. Darum ist es vor Allem nothwendig, uns gegenseitig zu überzeugen, daß wir Jede nur unsern eignen Vortheil befördern, indem wir die Wünsche der Andern erfüllen. Wir lieben Einen Gegenstand. Heilige Bande, die — wie drückend sie auch seyn mögen — nie gelöset werden können, binden ihn an mich; aber ohne Eure treue Liebe, ohne das, was Ihr für ihn wagtet, würde ich ihn nie wiedergefunden haben. Ich danke ihn blos Euch — und so haben wir gleiche Rechte an ihn, das erkenne ich willig. Sein Glück ist unser Beider Zweck, in diesem Punkte sind wir sicher Eins, das fühle ich an meiner Liebe für ihn, das erkenne ich aus Eurem edlen Betragen. Könnt Ihr nun ein Verhältniß ausdenken, in welchem diese beiden Rechte und Ansprüche befriedigt, und in dieser Befriedigung auch sein Glück, das uns lieber ist, als das unsrige, fest und dauerhaft gegründet werden kann — so gebt mir es an, zeiget mir die Art und Weise, wie wir es erreichen können, und ich schwöre Euch, so wahr ich selig zu werden wünsche, ich will es annehmen, und mich in Alles fügen. Gibt es aber keines, wie ich glaube, und Ihr auch erkannt habt, so meine ich doch, es wäre das Beste, dadurch für seine häusliche und Gemüthsruhe zu sorgen, daß wir jene täuschenden Hoffnungen, deren Schwanken sein Inneres aufreibt, zu zerstören suchten. Wenn er einsehen wird, daß Ihr unwiederbringlich für ihn verloren seyd, wenn jede weitere Hoffnung Thorheit ist, weil sich Hindernisse zwischen Euch

Beiden erheben, die Ihr, mein Fräulein, nicht mehr übersteigen könnt, selbst wenn Ihr wolltet, Hindernisse, die durch die Religion geheiligt wären, dann würde er eine kurze Zeit sehr leiden, aber sein starkes Gemüth, sein Verstand würde ihn bald wieder auf den wahren Weg zurückführen, er würde in seinen häuslichen Verhältnissen, wenn auch nicht selig, doch zufrieden leben, und diese Zufriedenheit wird Euer Werk seyn."

Adelgunde schwieg. Elisabeth hatte sie durch kein Wort, keinen Blick unterbrochen, aber die Bewegung ihres Innern malte sich in ihren stets mehr erlöschenden Augen, auf ihren erbleichenden Wangen. — Endlich stand sie auf, bot der Gräfin die Hand, und sagte: ich habe Euch verstanden. Daß ich Eure Rechte anerkenne, hat Euch mein Betragen gezeigt, seit dem ersten Augenblicke, der uns zusammenbrachte. Ich habe gelernt, Opfer zu bringen, nur müssen sie mich allein betreffen. Ein anderes Wesen durch täuschende Vorspieglungen unglücklich zu machen, um meine Pflicht gegen einen ältern Freund zu erfüllen, erlaubt mein Bewußtseyn mir nicht. Einen Stand zu ergreifen, der meiner Ueberzeugung widerspricht, kann ich um meines Seelenheils willen nicht. Uebrigens seyd versichert, daß Ihr in Kurzem keine Ursache mehr haben werdet, etwas von mir zu befürchten. Seyd glücklich — und macht glücklich! Bei diesen Worten, die sie mit gen Himmel gerichteten Augen aussprach, indem einzelne Thränen über ihre Wangen glitten, reichte sie Adelgunden noch einmal die zitternde Hand. Diese stürzte stumm und tiefbewegt an ihre Brust, dann rißen sie sich von einander, und schieden.

Entschluß.

Als Elisabeth zuerst wieder im Stande war, über das Vorgefallene nachzudenken, erkannte sie die Nothwendigkeit eines entscheidenden Schrittes, der sie unwiederbringlich von Hohenberg scheide. Der Schleier oder eine Heirath, lagen als unausweichbare Pfade vor ihr — Einer mußte betreten werden, und ihr graute vor jedem. Mit der Anstrengung aller ihrer Seelenkräfte suchte sie einen dritten zu ersinnen. Es fand sich keiner, denn wo sie hinfliehen, wo sie sich auch verbergen wollte — die Liebe, die sie in dieser Freistatt aufgefunden, würde es überall. Die Hoffnung war nicht benommen, da Ludwig die Stärke ihrer Neigung kannte. Ein Paar Tage waren in fruchtlosem Nachsinnen vergangen — da schickte die Aebtissin zur ungewöhnlichen Stunde zu ihr, und ließ sie rufen. Elisabeth erschien. Mit strengem Angesicht und harten Ausdrücken kündigte sie ihr an, daß ihr Oheim Seusenburg, der endlich ihren Aufenthalt erfahren, und so manches Vergehen, so manche strafbare Handlung an ihr zu rächen habe, als Haupt der Familie und als Vormund auf ihrer Rückkehr — an ihrer Auslieferung, wenn sie sich weigerte, bestehe, und allenfalls gerichtliche Hülfe gegen sie aufzurufen gesonnen wäre. Nur Ein Ausweg, setzte sie hinzu, bleibt dir offen. Bleibe hier unter meinem Schutz, aber nicht in dieser Zwittergestalt, zwischen einer verliebten Abenteurerin und einer Bewohnerin eines heiligen Hauses, gib deinen ehebrecherischen Liebeshandel auf, und suche unter dem heiligen Schleier Verzeihung für deine Sünden von Gott, und vor der Welt die verlorne Ehre wieder zu erhalten. Elisabeths Entrüstung

stieg mit jedem Worte ihrer Tante. Ein dunkles Roth, das ihre Wangen überzog, und ihr funkelndes Auge verkündigten, was in ihr vorging. Sie schwieg, nachdem die Aebtissin zu reden aufgehört hatte, noch eine gute Weile. Diese fuhr endlich ungeduldig auf — „nun, wie wird's? Magst du antworten?"

„Es wundert mich, gnädige Frau, daß Ihr so oft berührte Sachen wieder erwähnen mögt. Ich habe Euch auf ähnliche Fragen immer dieselbe Antwort gegeben — ich kann den Schleier nicht nehmen. Was meines Oheims Forderungen betrifft, die ganz ungerecht sind, so gibt es ja doch noch in der Welt einen Richter über ihm und mir. König Friedrich, der meines Vaters Andenken achtet, und mir schon Proben seiner Huld gegeben hat, wird die Tochter des treusten Anhängers seines Hauses nicht den Händen böswilliger Menschen überlassen."

Bei diesen Worten neigte sie sich ehrerbietig, und wollte sich entfernen — aber die Aebtissin rief sie mit zornigem Tone zurück: „Du willst mir trotzen, boshaftes Geschöpf! Trotze nur, poche nur auf die Gunst des Königs, du bist noch nicht in Wien, du hast den Weg zu seinem Thron noch nicht gefunden! — Das Uebrige wird sich schon geben. — Jetzt geh' mir aus den Augen."

Elisabeth ging. Sie überlegte, was zu thun war. Nach einigem Nachdenken setzte sie sich hin, und schrieb an den Kanzler des Königs, den sie wohl kannte, und schilderte ihm ihre Lage und ihr Anliegen nachdrücklich; dann gab sie den Brief einer Zofe, um ihn durch einen vertrauten Boten sogleich nach Wien zu senden. Drei Tage vergingen, es kam keine Antwort. Da nahte sich ihr in der Dämmerung, wie sie nach der Vesper in

ihr Zimmer gehen wollte, die alte Pförtnerin des Klosters, und flisterte ihr zu, sie möchte in einer Stunde, wenn es finster geworden, sich an einem bezeichneten Ort im Kreuzgange einfinden, weil sie ihr etwas zu sagen hätte. Das schien Elisabeth sonderbar. Hohenbergs Bild stellte sich ihr lebhaft dar — sie stand an, ob sie der Einladung folgen sollte. Das Alter, die strenge Gesinnung der Klosterfrau bürgten ihr für die Unsträflichkeit ihrer Absichten, und sie fand sich an dem bestimmten Orte ein. Nach einer langen Einleitung, und nachdem Elisabeth ihr heilig hatte versprechen müssen, gegen Niemand, am wenigsten gegen die Aebtissin sich auch nur von fern etwas merken zu lassen, entdeckte sie ihr, daß ihre Zofe den Brief, den sie nach Wien hätte senden sollen, vorgestern der Frau Aebtissin eingehändigt habe, daß sie, die Pförtnerin, es zufälligerweise gesehen, aber seitdem keine Möglichkeit gefunden habe, Elisabeth unbemerkt zu sprechen. Elisabeth fühlte sich empört, allein sie äußerte nur ihren Dank für die Warnung, bat die gute Alte, ferner ihre Freundin zu bleiben, und ging auf ihr Zimmer, wo sie nun mit Ernst darauf sann, sich den Ränken ihrer Tante und der Gewalt ihres Oheims zu entziehen. Seit Hohenbergs Anwesenheit im Kloster hatte das strenge Gebot der Aebtissin ihr, jeden Besuch eines Fremden anzunehmen, untersagt; jene Dirne, die die Zusammenkunft im Walde vermittelt, hatte sie nach ihrer Genesung selbst verabschiedet, die, welche sie jetzt bedienten, standen, ohne daß es Elisabeth ahnete, im Solde der Aebtissin, und waren erkauft, ihr jedes Wort, jede Handlung ihrer Nichte zu hinterbringen. So kam auch der Brief in ihre Hände, und es war daher nicht leicht, diesen Schlingen zu entgehen.

Doch schon am folgenden Tage bot sich ihrem Geist ein anständiges und sicheres Mittel dar. Man rief sie zur Aebtissin, weil Besuch da war. Herr Helmhard von Joerger war mit einem seiner Nachbarn gekommen, der ein Geschäft mit dem Kloster zu schlichten und sich Joergers Fürsprache ausgebeten hatte. Das Geschäft war beinahe abgethan, aber es mußten Schriften durchsehen und unterzeichnet werden, die Aebtissin ging mit dem Fremden und dem Pfleger des Klosters in ein Seitenzimmer. Elisabeth sollte Joergern Gesellschaft leisten. Sie sah sich nicht sobald mit diesem rechtschaffenen Manne allein, als sie beschloß, die Gelegenheit, die ihr der Himmel darzubieten schien, alsogleich zu benützen, sich ihm zu entdecken, und ihn um seine Verwendung für ihre Freiheit am Hofe des Königs zu bitten. Joerger hörte ihr mit Wohlgefallen und Freude zu; die ruhige Klarheit ihrer Ansichten, die schöne Gelassenheit ihres Vortrags, so fern von allen Klagen, daß sie vielmehr eine fremde Geschichte, als ihr eigenes Geschick zu erzählen schien, regten seine alte Neigung zu ihr, die bis jetzt nur der gebietenden Vernunft gewichen war, sichtbar auf. Eine lebhafte Theilnahme malte sich in seinen Zügen, mit Heftigkeit ergriff er, als sie geendet hatte, ihre Hand, und versprach ihr in Ausdrücken, die sie tief in den Grund seines Herzens blicken ließen, Alles, Alles für sie zu thun, was in seiner Macht stünde. Die achtungsvolle Dankbarkeit, der stille Ernst, mit welchem Elisabeth sein Anerbieten annahm, schlug die Lebhaftigkeit seiner Aeußerungen in Etwas nieder, und um so besser gelang es nun Beiden, sich über die zweckmäßigsten Schritte zur Erreichung ihrer Absicht zu berathen. Joerger fand es für gut, auch mit Friedrichs Gemahlin, der Prinzes-

sin Elisabeth von Arragonien, besonders zu sprechen, und diese Fürstin, deren mildes Gemüth, so wie ihre gnädige Gesinnung gegen ihn selbst, ihm bekannt war, für seine Freundin zu interessiren. — Jetzt trat die Aebtissin ein — Joerger hatte nur so viel Zeit, Elisabeth zuzuflistern, daß er morgen sogleich nach Wien reiten werde, und die Unterredung verlor sich in ein allgemeines Gespräch.

Etwas ruhiger sah nun Elisabeth den kommenden Ereignissen entgegen, es gab ihr ein angenehmes Gefühl, auf einen verläßlichen treuen Freund rechnen zu können, und wenn bei einem jüngern Manne die Aeußerungen einer lebhaften Neigung, die sie nicht zu erwiedern im Stande war, sie beunruhigt haben würden, so nahmen Joergers Jahre und Charakter diese Sorge großentheils von ihrem Herzen. Einige Tage darnach nahte sich ihr die Pförtnerin auf dieselbe geheimnißvolle Art, wie das erste Mal, und steckte ihr einen Brief zu, den ein Reisiger, der schon seit zwei Tagen um das Kloster herumgeschlichen war, ihr eingehändigt hatte. Der Brief war aus Scharnstein. — Bebend — zweifelnd hielt sie ihn eine Weile in der Hand. Erst nachdem sie sich gefaßt, und alle ihre Kraft zu Hülfe gerufen hatte, öffnete sie ihn. Der Burgkapellan hatte ihn geschrieben, im Namen seiner Gebieterin, der Brief war von Adelgunden. Graf Ludwig hatte ihren Besuch bei Elisabeth erfahren. Ihm ahnete nichts Gutes von dieser Zusammenkunft, und schnell beschloß er auszuführen, was er lange im Stillen vorbereitet hatte, sich Elisabeth wieder zu nähern, sie zu sprechen, und wenn es ihm nicht gelänge, durch Bitten das Ziel seiner heißen Wünsche, ihre Einwilligung zu erhalten, sie mit Gewalt zu entführen, fest

überzeugt, daß, wenn sie einmal in seiner Macht, wenn sie beständig um ihn seyn, und vor ihrem Bewußtseyn die Entschuldigung des Zwanges haben würde — sich Vieles leicht und freundlich lösen würde. Bald in eigner, bald in verstellter Tracht war er näher und ferner um das Kloster herum geirrt, und hatte unzählige Versuche gemacht, sie zu sprechen oder auf einem Spaziergange, wie einst, zu überraschen. Alle waren, nicht durch Elisabeths Willen — die nichts davon ahnete — sondern durch die Späher und Wächter, welche die Aebtissin um sie unterhielt, zum Theil auch dadurch vereitelt worden, daß Elisabeth, jeder Freude entfremdet, den Umfang der Klostermauern seit ihrer Genesung nicht mehr verlassen hatte. Der Klostergarten mit seinen Tannen und Eiben, von hohen Mauern und höheren Felsen umgeben, war der einzige Ort, an welchem sie der freien Luft genoß. Das wußte Hohenberg nicht. Er hielt die Zerstörung aller seiner Plane, aller kühn ersonnenen Anschläge für eine Wirkung von Elisabeths unerbittlicher Strenge, und da er die ganze Tiefe ihres Gefühls kannte, da er wußte, daß er geliebt ward, wie wenig Männer, so sah er in dieser erneuten Entschlossenheit nichts als die Folgen jener Unterredung mit seiner Frau. Seine Leidenschaft, durch so viele Hindernisse entflammt, war nun entschlossen, alle Schranken zu durchbrechen. Die vorige Achtung gegen Adelgunden verwandelte sich in Abneigung, und so hatte er ihr angekündigt, daß er nicht mehr länger an einem Orte mit ihr wohnen könne, und daß sie sich eine seiner Burgen zu ihrem künftigen Aufenthalte wählen sollte.

Adelgundens Brief enthielt von diesen Begebenheiten das, was sie wissen konnte — das Uebrige hatte

sich Elisabeth, die nun durch die Pförtnerin mit ihrer eigenen Lage im Kloster bekannt worden war, leicht hinzugedacht, und wenn auf der einen Seite der Schmerz ihres Freundes sie tief bekümmerte, so konnte sie auf der andern der unglücklichen Gattin ihr volles Mitleid nicht versagen. Ihre Thränen strömten unaufhaltsam, ohne daß sie wußte, wen sie aus allen Dreien am meisten beweine. Nach langer Zeit, als sie zu versiegen anfingen, warf sie sich vor dem Altar in ihrem Zimmer nieder, und flehte zu Gott um Kraft, das Einzige thun zu können, was hier Noth war, was allein noch des Freundes Bewußtseyn und ihren innern Frieden retten konnte. Sie war kaum vom Gebete aufgestanden, als man ihr Herrn Joerger meldete, der mit Erlaubniß der Aebtissin sie zu sprechen verlangte. Ein geheimer Schauder durchlief sie bei diesem seltsamen Zusammentreffen, bei dem Gedanken an das, was nun unmittelbar gethan werden sollte, und ein hohes Roth überzog ihre Wangen. Joerger trat ein. Sein Gesicht verkündete nicht viel Gutes — Elisabeth las mit vorahnendem Geist die abschlägige Antwort des Kaisers darauf. Es war nicht ganz so, aber nicht viel besser.

Sie setzten sich. Mit einiger Verlegenheit und einer Schonung, wie sie kaum von dem rauhen Krieger zu erwarten war, berichtete er ihr, daß der König nicht in Wien, sondern nach Ungarn gereiset sey, um Hülfsvölker gegen Ludwig von Baiern zu werben. Die Königin empfing ihn freundlich; sie hörte ihn mit Theilnahme an; sie ging gütig in die Lage der unglücklichen Elisabeth ein, aber sie erklärte, daß es ihr unmöglich sey, in einem Zeitpunkte sich für sie zu verwenden, und sie öffentlich gegen ihre Verwandten in

ihren fürstlichen Schutz zu nehmen, wo Graf Hohenberg zum Aergerniß der ganzen Welt damit umginge, sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin zu scheiden, und wo die ganze Welt Fräulein Elisabeth als die einzige Ursache dieses auffallenden Schrittes nannte.

Elisabeth nahm schweigend und ohne merkliche Erschütterung diese neue Härte ihres Geschickes auf. In der Bewegung, in welcher ihr Gemüth sich seit dem Empfange jenes Briefes befand, und die durch die Aeußerungen der Königin noch vermehrt wurde, schien diese Vereitelung ihrer Hoffnungen ihr geringfügig. Viel tiefere, viel lebhaftere Sorgen beklemmten ihr Herz. Da hub Herr Joerger von neuem an: „so stehen nun die Sachen, mein Fräulein, und Ihr habt weder von dem Kaiser Schutz, noch von Euren Verwandten Schonung zu erwarten. Eure Base wird in Euch dringen, den Schleier anzunehmen, und wenn Ihr Euch standhaft weigert, Euch Eurem Oheim übergeben. Wie es Euch bei diesem ergehen wird und kann, wißt Ihr selbst. In dieser Lage höret nun auch den Rath und das Anerbieten eines treuen, Euch ganz ergebenen, Freundes, und legt mir nicht unrecht aus, was ich aus Mangel schicklicher Worte vielleicht nicht so vorbringen kann, wie es mein redliches Herz wünscht. Es kömmt, wie mich dünkt, Alles darauf an, einen anständigen und sichern Zufluchtsort zu finden, wo Ihr frei nach Eurem Gefallen leben könnt, ohne von den Forderungen Eures Oheims beunruhigt zu werden. Einen solchen Ort wüßte ich Euch nun, wenn Ihr ihn nicht verschmähet. Ich habe eine Schwester, sie ist Wittwe, und wohnt auf ihrem Witthum, zwei Stunden von Hohenberg seitwärts gegen das Land hinaus. Es ist eine gute, fromme und verständige Frau, die

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Euch mit Freuden aufnehmen und mütterlich lieben wird; denn — liebes Fräulein — zürnt mir nicht wegen dessen, was ich jetzt sagen werde, sie liebt mich herzlich; sie weiß, wie sehr ich Euch verehre, und welche Freude sie ihrem Bruder macht, wenn sie sich Eurer annimmt. Dorthin nun will ich Euch geleiten, liebes Fräulein, wenn es Euch ansteht, dort könnt Ihr vor jeder Nachstellung sicher seyn. Mit Gutem gibt Euch meine Schwester nicht heraus, und gegen Gewalt bin ich im Stande, Euch zu vertheidigen. Ja, liebes Fräulein, fuhr er fort, indem er aufstand, Elisabeths Hand ergriff, und an seine Brust drückte, indem seine Augen von kriegerischem Muthe blitzten, und eine dunkle Röthe sein Gesicht überzog: „ich werde Euch vertheidigen, wenn es nöthig ist, und Ihr es erlaubt, so lange ich ein Schwert führen kann, so lange ein Blutstropfen in mir ist. Das schwör' ich Euch, und so seyd ganz unbesorgt"

Elisabeth sah ihn an. Sie sah den Ausdruck eines edlen muthvollen Herzens in diesen Zügen, die nichts weniger als unangenehm waren; sie sah die warme Neigung des redlichen Mannes gegen sie, die er so lange zurückgehalten, dem Hervorbrechen nahe, und eine leise Stimme flisterte ihr zu, daß das, was geschehen müsse, zu keiner bessern Stunde geschehen könne. Ihr Herz floß von Dankgefühl gegen seine Liebe über, und so zog sie seine Hand mit der ihrigen freundlich an sich, drückte einen leichten Kuß kindlicher Zuneigung darauf, und wollte sich weiter erklären, als Joerger überrascht, überwältigt, ihr zu Füßen stürzte, und ohne Wort — denn die heftige Bewegung hemmte jeden Laut — eine unwiderstehliche Leidenschaft bekannte. Ihre Thränen fingen an zu fließen; achtungsvoll, ge-

rührt, hob sie den verehrten Freund auf, und bat ihn, sie ruhig anzuhören, weil sie ihm noch etwas Wichtiges anzuvertrauen habe.

Er setzte sich zu ihr, er wagte es, seinen Arm um ihren schlanken Leib zu schlagen; sie duldete es, ohne sein Entzücken zu theilen, und fing nun an, ihm mit Besonnenheit und Zartheit die Geschichte ihrer Bekanntschaft mit Hohenberg, ihre Flucht, ihre Trennung, seine letzten Versuche, ihre Vorsätze, Adelgundens Brief, kurz, Alles zu erzählen, was bis zu dieser Stunde vorgegangen war. Dann schloß sie also: „ich erkenne die Nothwendigkeit, durch einen entscheidenden Schritt Hohenbergs Hoffnungen auf einmal zu vernichten. Er muß wissen, daß es nicht mehr in meiner Macht steht, seine Wünsche zu erfüllen, selbst wenn ich wollte. Hierzu ist nächst dem Schleier, den ich verabscheue, kein anderes Mittel, als eine Heirath. Mein Herz ist nicht frei, ich gestehe es, aber ich habe Willen, Muth und Kraft, eine Leidenschaft, die ich als sündlich erkenne, zu bekämpfen, und ich hoffe sie zu besiegen. Euch, Herr Ritter, schätze ich nach meinem Vater und Graf Hohenberg, unter allen Männern, die ich je gekannt habe, am meisten; Ihr wollt mir wohl, Ihr habt mir ein edles Anerbieten gethan, wofür mein Herz Euch ewig, ewig verpflichtet seyn wird, selbst, wenn Ihr mein jetziges Verlangen nicht erfüllen könnt oder wollt. Könnt Ihr Euch aber entschließen, die Hand einer Person anzunehmen, die frei bekennt, daß noch zur Stunde ein anderes Bild, als das Eurige, in ihrem Herzen lebt, könnt Ihr für Eure häusliche Zufriedenheit Euch mit den Gefühlen der innigsten Achtung, der Dankbarkeit und mit dem redlichen Streben eines treuen Gemüthes begnügen, das sich Eurer Güte

stets würdiger zu machen suchen wird, so nehmt mich zu Eurer Gemahlin an, und ich schwöre Euch zu Gott und der heiligen Jungfrau, daß ich meine Pflichten getreu erfüllen werde —"

Helmhard hatte Elisabeths Rede mit immer steigender Bewegung angehört — den Schluß ließ er sie nicht vollenden. Außer sich vor Liebe und Entzücken schlang er beide Arme heftig um sie, drückte sie an seine Brust, und war nicht vermögend ihr durch Worte sein Glück auszudrücken; aber er zog einen kostbaren Ring vom Finger, steckte ihr denselben an die Hand, und als er sich ein wenig gefaßt hatte, als er sie, die vor inniger Rührung weinend vor ihm saß, lange und sehnsüchtig betrachtet hatte, hub er an: „Fräulein! Fräulein! Ihr habt heute einen sehr glücklichen Menschen aus einem sehr unglücklichen gemacht. Ich habe Euch lange geliebt, aber Euer Betragen hat meinen Wünschen ein strenges Stillschweigen auferlegt. Was Ihr jetzt an mir gethan habt, habe ich nie zu denken, vielweniger zu hoffen gewagt. Ja, ich nehme Euch zu meiner Gemahlin, mit Freuden, mit Dank gegen Gott und Euch. Ich kenne Euer Herz, und verlange nichts mehr von Euch, als was Ihr mir geben könnt. Bin ich doch schon durch den Besitz der frömmsten, klügsten, schönsten Jungfrau glücklich genug. Seyd mein gutes Weib, meine treue Ehewirthin, das Uebrige wird sich geben." Und nun schloß er sie von neuem ruhiger in die Arme, und drückte einen ehrerbietigen Kuß auf ihre Lippen. Hierauf nahm auch sie einen schönen Juwel, ein Andenken ihrer Mutter, vom Finger, überreichte ihn dem Ritter, und die Verlobung war geschehen.

Elisabeth ging noch denselben Abend zu ihrer Base, und meldete ihr die Veränderung ihres Schicksals. Die

Aebtissin war erstaunt, halb zornig, halb beschämt; indessen konnte sie nichts einwenden. Was ihr für Merckenstein recht geschienen hatte, konnte sie an Joergern nicht tadeln, und so gab sie ihre Einwilligung, und versprach an den Oheim schreiben zu lassen, und sich für die seinige zu verwenden. Am zweiten Tage hielt Herr Joerger in größter Pracht, von seinen Vasallen, Edelknappen, Reisigen und eignen Leuten begleitet, seinen Einzug im Vorhof des Klosters, um feierlich um seine Braut zu werben. Elisabeth mußte sich gestehen, wie er in der goldschimmernden Rüstung von dem stolzen Pferde sprang, daß ihre Wahl, auch was das Aeußerliche betraf, von Jedermann gebilligt werden müsse. Die Aebtissin nahm ihn achtungsvoll auf; sie ließ sogleich nach Seusenburg schreiben, und der Oheim konnte seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung nicht versagen. Dann eilte Herr Joerger nach Wien, und meldete es seiner Gönnerin, der Königin, die hocherfreut über diese Lösung des verwirrten Knotens ihn gnädig einlud, das Beilager an ihrem Hofe zu feiern. Hierein wollte Elisabeth nicht willigen. Sie zog es vor, auf dem schönen, einsamen Schlosse, wo Joerger zu hausen pflegte, mit einigen Verwandten ihres Gemahls ein stilles, aber tiefgefühltes Fest zu begehen. Dann aber folgte sie ihrem Herrn willig, der sie mit aller Pracht, die seiner Frau und einer reichen Erbin des Hauses Haslau ziemte, am Hofe seines Lehnsherrn einführte.

Klosterzucht.

So war nun beiden Freundinnen ein verhängnißreiches Jahr vergangen, seit sie sich getrennt, und we-

nig von dem ahnend, was ihnen bevorstand, in ihren Herzen die Hoffnung künftiger Vereinigung genährt hatten. Sie hatte der Strudel der Welt ergriffen und weit auseinander getre n, indeß Herrmann einsam in dem düstern Kloster und dem verlassenen Thal zurückgeblieben war, wo einst alle seine Freude wohnte, und jetzt nichts als Trauer und Abgeschiedenheit seiner wartete.

Sein Verschwinden aus der Bibliothek, wo ihm der Abt die langwierige Arbeit aufgetragen hatte, war zuerst bemerkt, und er vergebens gesucht worden. Die Aussage eines Klosterknechts, der ihn mit halsbrechender Kühnheit über die Mauer in den Thurm, wo die Rüstkammer war, hatte klettern sehen, und nun, als er hörte, daß man den Novizen schon seit drei Stunden suche, erzählte, was geschehen war, endlich seine späte Zurückkunft in weltlicher Tracht, sein triefendes Klostergewand — Alles erregte den höchsten Unwillen und Verdacht noch weit größerer Verbrechen. Er ward vorgerufen, und mit Härte, mit kränkenden Ausdrücken zur Rede gestellt. Im Nachhausegehen hatte er über die Vorfälle des Tages, über sein Betragen nachgedacht, und sich entschlossen, freimüthig Alles zu bekennen, da er sich keiner unrechten Absicht bewußt war. Als man ihn aber noch ungehört als einen Verbrecher behandelte, und seine Antworten auf die ersten Fragen mit entehrenden Zweifeln aufnahm, da verhärtete sich sein Sinn, er beschloß gar nichts mehr zu sagen, und blieb nun ganz stumm bei allen Vorwürfen, Fragen und Drohungen des Abtes und Priors. Diese unerhörte Verstocktheit erbitterte seine Richter so sehr, daß sie beschloßen, seinen Eigensinn in den Gefängnissen des Klosters zu brechen. Man kün-

dete es ihm an; er schauderte, aber er schwieg, und ließ sich in das feuchte dunkle Gewölbe führen, ohne einen Laut der Klage, ohne eine Bitte um Schonung. Nun gingen der Prior und ein Paar alte Mönche auf Nachforschungen aus; es war nicht schwer, seine Spur an dem Tage, wo er Agnes zum letzten Mal gesehen, zu verfolgen. Der Bericht des Knechtes, die Erzählung des Fischers an der Traisen, Frau Mechthilds Beobachtungen gaben endlich ein Ganzes, das die Mönche mit Entsetzen erfüllte, und ihnen doppelte Strenge und Wachsamkeit gegen den trotzigen Jüngling zur Pflicht zu machen schien. Der Prior ging zu ihm in das Gefängniß, wo er drei Tage bei der dürftigen Kost eines Gefangenen, umgeben von Nacht, Einsamkeit und Grabesluft, ohne ein Zeichen der Ungeduld oder der Reue, zugebracht hatte. Er hielt ihm seine Vergehungen, seine sündliche irdische Liebe vor, und suchte ihm durch Androhung zeitlicher und ewiger Strafen Angst und Reue einzuflößen. Herrmann schwieg. Als der Prior geendet hatte, sah er ihn lange an, dann sagte er: da Ihr schon Alles wißt, hochwürdiger Herr, so habe ich Euch nichts Weiteres zu sagen. Was ich gethan habe, kam mir recht vor, und scheint mir noch so; Ihr seht es anders an — und ich bin in Eurer Gewalt. Thut mit mir, was Ihr wollt und was Ihr könnt! Bei diesem Worte schoß er einen funkelnden Blick auf den Prior, und seine drohende Stellung, der Blitz seines dunkeln Auges erschreckte den Mönch, daß er zurückfuhr. Ein mitleidiges Lächeln, das unwillkührlich um Herrmanns Lippen zuckte, erbitterte den Prior bis zur Wuth. Er verließ den Gefangenen unter schrecklichen Drohungen, und mit dem Vorsatz, sich zu rächen.

Pater Hugo hatte das Schicksal seines Lieblings vernommen. Eine leise Anfrage, ob er ihn sprechen könne, wurde bestimmt abgeschlagen. Ein Tag um den andern ging hin, er erkundigte sich fleißig, und hörte, daß der Jüngling seine harte Strafe immer mit gleicher Standhaftigkeit ertrüge. Jetzt regte die Erscheinung der Königin das Kloster und das Thal zu ungewohntem Leben auf. Alles lief durcheinander, Alles war mit Anstalten zur Bewirthung der zahlreichen Gäste beschäftigt. Hugo erwartete von dieser veränderten Richtung der Gemüther etwas Günstiges für Herrmann. Er kannte den Abt, und rechnete darauf, daß der Eindruck des Unwillens einem neuen von fröhlicherer Art hatte weichen müssen. Indessen wurde Agnesens Schicksal entschieden, und sein Herz, das Herrmanns Gefühle besser als dieser selbst verstand, trauerte bei dem Gedanken an die Wirkung, die diese Nachricht auf ihn haben würde. Alles, was er thun konnte, war, zu verhindern, daß er sie nicht unvorbereitet und von Niemand anderm als ihm selbst erführe, und er erhielt es unter einem klugen Vorwand vom Prior, daß er ihm die Mittheilung dieser Nachricht überließ, wenn Herrmann einst wieder frei seyn würde.

So war denn, während dieser in den düstern Verließen des Klosters sein Schicksal erwartete, vielleicht über seinem Haupte das seiner Agnes entschieden worden. Sie hatte über ihm gewandelt, ihre Thränen waren um ihn in dieser Nähe geflossen, und sie war schon geschieden, schon weit, weit von ihm entfernt, ohne daß er von allem dem nur das Mindeste ahnete.

Als das Stift nach dem Abzug der Königin und ihres Gefolges wieder still geworden war, wendete sich der Sinn des Abtes und Priors zu ihrem Gefangenen,

den sie während der Tage voll Zerstreuungen beinahe vergessen hatten. Daß Agnes entfernt, und so der wichtigste Anstoß aus dem Wege geräumt war, hatte den Abt milder gegen ihn gestimmt, so wie eine Art von Schadenfreude darüber dem Prior das Gefühl gesättigter Rachgier gab, und seinen Haß minderte. Jetzt näherte sich Pater Hugo dem Abte, der ihn immer mit Achtung behandelt hatte; er versuchte es, für Herrmann zu sprechen, sein Vergehen als eine jugendliche Uebereilung, seinen Trotz als ein mißverstandenes Selbstgefühl darzustellen, und der Abt schien diese Ansicht aufzufassen, besonders da ihm, wenn er nicht zu den äußersten Mitteln schreiten wollte, bei einem Charakter, wie Herrmann ihn zeigte, nichts Anderes zu thun übrig blieb. Er wurde gerufen, und ihm angekündigt, daß, wenn er Besserung versprechen und sein Versprechen halten wollte, er diese Strafe als eine gnädige Zurechtweisung ansehen, und sich für die Zukunft zur Warnung sollte dienen lassen. Ungerührt von dieser Gnade, wie vorhin von seiner Strafe, nahm er anständig und mit wenig Worten die Verzeihung des Abtes an, und eilte in Pater Hugo's Arme, um von dort — denn schon dämmerte der Abend — an die Gartenhecke zu Agnes zu fliegen.

Auch in ihm war seit jenen Stunden, wo Agnes ihn weinend in ihren Armen hielt, wo sie mit Entzücken sein Wiedererwachen feierte, wo er mit ihr vor der Fischerhütte saß, und das liebliche Geschöpf an seine Brust gedrückt hatte, Vieles, Vieles anders geworden. Während seiner Gefangenschaft hatten jene Bilder ihm freundlich Gesellschaft geleistet, und ein Chaos von Wünschen, Vorstellungen und Zweifeln, wie er sie in der ruhigen Beschränktheit seines vorigen Lebens

nie gekannt hatte, drängte sich in seiner Brust, in seinem Kopfe. Bei seinem väterlichen Freund wollte er nun Rath und Beruhigung der Stürme finden, die sein Inneres aufregten, Hugo's milde Weisheit sollte seine verwirrten Ideen ordnen, sollte ihm den Weg aus dem Labyrinthe zeigen, aus dem sein Geist allein sich nicht zu finden wußte. So flog er in seine Zelle. — Schon der erste Empfang schlug seine stolzen Erwartungen nieder. Hugo nahm seine heftige Freude mit stillem Ernst auf, er hieß ihn seine stürmische Bewegung mäßigen, und ging sein ganzes Betragen mit strengem, aber gerechten Tadel durch. Wie Manches erschien nun in einem ganz andern Lichte, als es die feurige Einbildungskraft des Jünglings gesehen hatte! Sein Entweichen von der anbefohlnen Pflicht, der Raub in der Rüstkammer, der Zweikampf, der nichts als eine Wirkung der Rachbegier war, endlich der selbstmörderische Entschluß, ein Leben, das seine Leidenschaften ihm unerträglich gemacht hatten, in den Fluthen zu enden! — Offen, bis auf die geheimsten Falten lag des Jünglings Herz vor dem unbestechlichen Blicke des Greisen, er zeigte ihm jede verborgene Tiefe desselben, er streifte seinen Entschlüssen das schimmernde Gewand ab, das ihnen Eigenliebe geliehen hatte, und enthüllte die finstern Bewegungen selbstsüchtiger Triebe, die die Jugend nur zu gern für Aufwallungen edler Gefühle hält. Herrmann stand beschämt, erschüttert, zerknirscht vor dem Greise — endlich stürzte er ihm zu Füßen, und von Reue durchdrungen, klagte er sich strenger und unerbittlicher, als Hugo selbst, seiner Vergehungen an, und bat zuletzt um Erlassung seiner Schuld. Hugo ertheilte sie ihm mit feierlicher Würde, dann hob er ihn liebreich auf, hieß ihn neben sich setzen,

und bereitete ihn nun in einem ernsten Gespräche zu der Nachricht vor, die er ihm zu geben hatte. Er hatte des Jünglings Herz durch die vorhergegangene Erschütterung, durch das nachfolgende Gespräch zur Ergebung und stillen Geduld bereit geglaubt, aber er hatte geirrt. Herrmann blieb stumm und unbeweglich ihm gegenüber sitzen — seine Augen erloschen, eine tödtliche Bläße überzog sein Gesicht. Hugo sprang auf — er faßte ihn in seinen Arm — Herrmann sank nicht; aber kein Fragen, kein Zureden vermochte ihn aus dieser Starrsucht zu wecken, die jeden Laut, jede Bewegung gefangen hielt. Nur erst nach langer Zeit kehrte wieder Leben in die erstarrten Glieder, er wendete sein Auge mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf Hugo, seine Lippen bewegten sich, als wollte er sprechen — und endlich nach mancher Anstrengung kamen dumpf und leise die Worte hervor: „Agnes ist fort?"

Hugo erzählte nun, langsam — umständlich. Er sah alle Leidenschaften kämpfend und wechselnd sich in des Jünglings Zügen malen; aber kein Laut unterbrach den langen Bericht. Als er geendet war, stand Herrmann auf; Hugo sah die Gewalt, mit der er das Zittern seines ganzen Körpers zu beherrschen strebte. „Lebt wohl, mein Vater, habt Dank für Eure Liebe!" Er ergriff des Greisen Hand mit eiskalten Fingern. Wo willst du hin, Herrmann? rief dieser, du darfst nicht fort, in diesem Zustande nicht! „Laßt mich, mein Vater, erlaubt, daß ich gehe, in der Einsamkeit wird mir leichter werden." Der Greis suchte ihn zum Bleiben zu bereden; als er sah, daß des Jünglings Spannung sich mit jedem Augenblick vermehre, entließ er ihn endlich, aber er nahm sich vor, ihm nachzugehen, ihn zu beobachten; denn sein Zustand, die

Macht einer Leidenschaft, die er nicht so bedeutend geglaubt hatt, erfüllten sein Herz mit Besorgniß.

Herrmann ging mit langsamen ungewissen Schritten dem Kreuzgang zu. Es war Abend geworden. Ein dämmernder Schein fiel durch die gothischen Fensteröffnungen in das lange düstere Gewölbe. Seine Schritte wiederhallten an den Wänden, beinahe jeder derselben berührte einen Grabstein über der Schlafstätte eines vorangegangenen Bruders, der Herbstwind sausete kalt und feucht durch die Fliedersträuche im Klostergarten, und bewegte sie rauschend an den Fenstern. Eine tiefe unendliche Trauer schien in diesem nächtlichen Aufenthalt zu wohnen. Herrmann ging immer vorwärts, bis wo einige Stufen rechter Hand in die düstere Kapitelstube hinabführen. Da stieg er hinuter. — Ein Mondstrahl, der in dem Augenblicke durch die zerrissenen Wolken fiel, leuchtete ihm an den Altar in der Tiefe. Hier, wo so viele ernste unwiderrufliche Gelübde abgelegt, so manches schauderhafte Urtheil gesprochen worden war, wo auch er in Kurzem den Eid ablegen sollte, der alle die Empfindungen, die jetzt seine Brust erfüllten, verdammen und verbannen mußte, hier sank seine erschöpfte Kraft zusammen, er gleitete am Altar nieder, den Kopf auf den kalten Marmor gestützt, ohne Regung, ohne Zeichen des Lebens, ohne zu wissen, daß der besorgte Greis schon lange hinter ihm stand, und ihn mit steigender Angst betrachtete. Endlich trat er zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter, und nannte seinen Namen. Herrmann antwortete nicht. Er rief noch einmal, er hob des Jünglings gesunkenes Haupt empor — bewußtlos sank er in seinen Arm. Hugo erschrak. Der Mondstrahl beleuchtete die düstre Scene, des Jünglings edle

Gestalt, der im schneeweißen Novizenkleide, ohne Bewegung, mit geschlossenen Augen in den Armen des über ihn gebeugten besorgten Greisen lag. Angstvoll sah sich Hugo nach Hülfe um, da führte ein glücklicher Zufall den Laienbruder, der die Lampe im Kreuzgang anzuzünden hatte, an der Kapitelstube vorbei; mit seinem Beistande würde Herrmann auf sein Lager gebracht, wo er bald zur Besinnung zurückkehrte. Er richtete sich empor, er errieth, was geschehen war, und dankte gerührt dem väterlichen Freunde.

Agnesens Namen nannte er nicht mehr, aber er bemühte sich, seine klösterlichen Geschäfte und Pflichten mit der größten Pünktlichkeit zu erfüllen; er war der Erste des Morgens auf, um die Brüder zu wecken, der Letzte des Abends, der seine Lampe löschte. Der Abt und der Prior sahen diese Veränderung mit Vergnügen, und wünschten sich Glück, daß ihre Strenge so gute Folgen gehabt hatte. — Seit dem Abende, an dem er Agnes das letzte Mal gesehen, hatte er den Umfang der Klostermauer nicht mehr verlassen; ein Paar Aufträge, die ihn an der Traisen hinauf gegen Mechthilds Wohnung geführt hätten, wußte er geschickt abzulehnen; dem Frauen-Altar, wo ihr Betstuhl war, wich er mit sichtlicher Angst aus; wenn sie Morgens in die Messe kam, ließ er sich nie in der Kirche sehen, und übernahm manches beschwerliche Geschäft für seine Gefährten, um vom Frühgottesdienst befreit zu seyn. Auch den Garten, besonders die Blumenbeete, wo er so viele Sträußchen für Agnes gepflückt hatte, betrat er äußerst selten, und wenn er es nicht vermeiden konnte, verrieth die innere Bewegung sich in seinen Zügen. Niemand bemerkte das, als allein Hugo, der den geliebten Jüngling mit väterlicher Zu-

neigung beobachtete, und er beschloß, ihn bestimmter auszuforschen. In einem ihrer Gespräche erwähnte er, wie zufällig, der schönen Vergangenheit — der frühern Jugendjahre Herrmanns und seines kindlichen Verhältnisses zu Agnes. Da fuhr ein Blitzstrahl aus des Jünglings düstern Augen, ein hohes Roth überzog sein Gesicht, und wich eben so schnell einer Bläße. Seine Lippen zitterten, ein Schauer schien ihn zu durchbeben. — Er schwieg eine Zeitlang, dann ergriff er des Greisen Hand, preßte sie an seine Brust, und, indem eine Thräne sein Auge schwellte, sagte er: mein Vater! — mein Vater! — wenn Ihr mich liebt — nichts mehr von solchen Gegenständen. Er ließ seine Hand los und entfloh, und vermied lange Zeit, sich mit dem Greise allein zu finden.

Von Tag zu Tage wurde Herrmann nun immer stiller, verschlossener, pünktlicher in seinen Pflichten, und strenger gegen sich selbst. Sein feuriges Auge erlosch, eine kranke Bläße überzog seine tieferen Züge, sein rascher Gang wurde langsam — manche von den ältern Mönchen, die in seiner Nähe schliefen, sahen mit Erbauung und Freude, wie er oft halbe Nächte außer dem Bette auf den Knieen im Gebet zubrachte, wie Geißel und Cilicium seine blühenden Glieder zerfleischten. Es war sichtbar, daß er gegen Erinnerungen, gegen Gefühle kämpfte, die ihm strafbar schienen, daß er eine Gewalt über sein Herz zu erringen strebte, die ihm Jugend und Leidenschaft unaufhörlich bestritten, und daß er in Casteiungen und Büßungen Verzeihung für irdische Gefühle, und das göttliche Licht suchte, das seinen Geist zur einzigen wahren Quelle der Ruhe und des Heils leiten sollte. Dies Bestreben flößte Hugo eine Achtung für den Jüngling ein, die

seine Liebe vermehrte, er sah mit Wohlgefallen diesen muthigen Kampf, und so lange er hoffen konnte, daß die Liebe zu Agnes der göttlichen Einwirkung unterliegen, und Herrmann schon in früher Jugend, wie wenige auserwählte Geister, zu jener heiligen Stille des Gemüths, zum seligen Verlieren im Meer der göttlichen Liebe, gelangen könnte, wohin Er und die meisten erst spät nach langen Stürmen gekommen waren, wagte er nicht, ihn zu stören, sondern erwartete von Gottes Beistand und dem ernsten Willen seines Lieblings alles Gute.

Indessen war der Winter weit vorgerückt. Seine Strenge in dieser rauhen gebirgigen Gegend fiel jedesmal den frommen Brüdern unendlich schwer. Nur einige alte Priester hatten kleine Zellen, die Uebrigen schliefen und wohnten in dem weiten kalten Saal, der den Schlafhallen in Cisteaux unter dem milden Himmel des südlichen Frankreichs, ohne Rücksicht auf Clima und Gegend, nachgeahmt war. Herrmann hatte sonst seine Beschwerden nie gefühlt; jetzt sah Hugo mit Mitleid und Besorgniß den verblühenden Jüngling beinahe unter der Strenge der Regel und der Jahreszeit erliegen, er sah, wie er körperliche und Seelenleiden ohne Klage, ohne einen Laut, der Aenderung zu wünschen schien, ertrug, er sah ihn durch freiwillige Enthaltungen und Opfer ein trauriges Daseyn auch seiner letzten Freuden berauben, und er fing an, für das Leben seines Lieblings zu fürchten. Leise, auf manchem Umweg näherte er sich seinem Gemüthe, das, verschlossen und finster, sich selbst dem väterlichen Freund nicht öffnete. So viel ward ihm klar, daß Herrmann seine Liebe zu Agnes als Sünde, und ihr plötzliches Verschwinden als eine Strafe des Himmels für seine

Vergehungen ansah, daß er, in seinem furchtlosen Kampf gegen die Welt, ein Zeichen der Verwerfung zu erblicken glaubte, daß finstre Vorstellungen von ewiger Verdammniß ihn unaufhörlich ängstigten, und er entschlossen war, eher sein Leben als den Vorsatz der Heiligung aufzugeben.

Mit schonender Liebe, mit sanften Tröstungen suchte Hugo das kranke Gemüth des Jünglings zu heilen; erhebende, beruhigende Vorstellungen von Gottes Güte und Barmherzigkeit sollten ihn aufrichten, ihm Muth einflößen, ihm Vertrauen auf seine Kraft und die Gnade des Himmels geben. Ach, Pater Hugo wußte nicht Alles! Er wußte nicht, mit welcher unaustilgbaren Macht die Liebe in diesem Herzen herrschte, wie aus Kämpfen und Stürmen Agnesens Bild sich immer in schönerer Klarheit erhob, wie die Erinnerung an jene unvergeßlichen Stunden, wenn Gebet, Geschäftigkeit und Wachsamkeit sie am Tage verscheuchten, in seinen Träumen zauberischer erschienen, und ihn Ahnungen von Seligkeiten umgaukelten, von welchen jene Scenen bei der Fischerhütte den ersten Funken in seine Seele geworfen hatten. So gingen noch ein Paar Monate hin. — Trotz Hugo's väterlichen Tröstungen, trotz aller ernsten Entschlüsse, Kämpfe und Casteiungen vernichtete die gewaltige Leidenschaft jeden Versuch gegen ihre Macht, und spottete aller Anstrengungen. Herrmanns Gesundheit war zerstört, und nur mehr ein Schatten des blühenden Jünglings, der den vergangenen Herbst seinen Gegner muthig zum Zweikampf gefordert hatte, wankte er stumm und düster durch die traurigen Hallen des Klosters. Hugo erkannte wohl, daß es so nicht fortgehen könnte, daß Herrmann unausbleiblich ein Opfer seines tugendhaften Entschluſ-

ses werden müßte, und er entschloß sich, ihn auf dem entgegengesetzten Wege zu retten, auf einem Wege, den er längst schon zu betreten angefangen, und nur erst in der letzten Zeit, aus Furcht, eine unmittelbare Einwirkung des Himmels zu stören, verlassen hatte.

Ihm war, nebst dem Abt, das Geheimniß von Herrmanns Geburt allein bewußt; er hatte seine Eltern, ihr Schicksal, ihr Ende gekannt. Er hatte den Knaben beobachtet, und zum Jüngling heranreifen gesehen, und in dieser hohen kräftigen Heldengestalt, in diesem muthvollen Herzen, in diesem tiefglühenden Gemüthe, sich nie einen stillentsagenden Mönch denken können. Vielmehr schien ihm Herrmanns ganzes Wesen mehr für die Welt, für ein reges thätiges Treiben in derselben bestimmt. Das war seine frühe Ansicht gewesen, und in dieser Voraussetzung hatte er auf einsamem Spaziergang manchen Funken von Ritterthum und Heldensinn in seiner Seele entzündet, der fest darin haften blieb, und zur hellen Flamme emporzuschlagen versprach. Die jetzigen Wahrnehmungen bestätigten seine frühere Meinung, und so fing er nun an, sich dem Herzen des Jünglings auf einer andern Seite zu nähern, von der er sich den besten Erfolg versprach.

Entdeckung.

So wie der Frühling begann, wie die längern Tage die düstern Nebel verjagten, der Schnee in den Thälern zerschmolz, und unter der schwindenden Winterdecke schon das zarte Grün hervorschimmerte, beredete der Greis den Jüngling mit sanften Worten, seiner Gesundheit wegen in's Freie hinauszugehen, und der stärkenden Luft zu genießen. Herrmann weigerte sich

bestimmt. Hugo wußte sich einen Befehl des Abts zu verschaffen, der dem Novizen herzlich gut war, und mit Betrübniß diesen Winter über sein sichtliches Verwelken gesehen hatte. Jetzt war es eine Handlung des geistlichen Gehorsams, der Ueberwindung, und jetzt ging Herrmann mit dem Greise. Sie traten aus dem Thor des Stifts. Hugo hatte mit Ueberlegung einen Weg gewählt, der sie an der Traisen hinab in entgegengesetzter Richtung von Mechthilds Wohnung führte; dessen ungeachtet ergriff der Anblick der freien Natur, dieser Wälder, dieser Höhen, die so oft Zeugen seines frühern Glückes und ganz anderer Stunden gewesen waren, seine Seele gewaltsam — seine Brust war beklemmt, seine Schritte wankten, der Greis unterstützte ihn, und langsamer, mühevoller als dieser selbst, schlich der Jüngling an seiner Seite das Thal hinab. Manches erheiternde Gespräch berührte sanft seinen verschlossenen Geist, und führte ihn aus sich heraus zur Betrachtung der freien Natur, des rings erwachenden Lebens. Bald aber kehrte Hugo mit ihm in die Mauern zurück, nach denen er sich zu sehnen schien, und erwartete geduldig von künftigen wiederholten Versuchen die wohlthätige Wirkung, auf die er rechnete. Am folgenden Tage gingen sie weiter, am Ende der ersten Woche war Herrmann schon im Stande, mit Hugo in's Gebirg hinaufzusteigen, und ihn auf seinen nächsten Gängen, wie einst, zu Kranken oder Trauernden zu begleiten. Wie ihre Gänge sich erweiterten, wie Herrmanns Kräfte zurückzukehren begannen, so fing auch sein Herz an sich zu erweitern, das unverdorbene Gefühl der Jugend widerstand nicht der allmächtigen Einwirkung des Frühlings, der großen freiwaltenden Natur. Seine Seele trat aus den finstern

Schatten der Schwermuth hervor, und nahm wieder Theil an den Dingen außer ihr. Hugo lenkte nach und nach seine Gespräche, die bis jetzt nur den innern Menschen, seine Heiligung, seine Vereinigung mit dem Quell des Lichtes betroffen hatten, auch auf die äußere Welt. Der große Kampf um die deutsche Kaiserkrone zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Baier zog die Augen von ganz Deutschland, ja von ganz Europa auf sich, auch in die stillen Felsenthäler drang die Kunde davon, und je nachdem eines Jeden Gesinnung und Ansicht war, hoffte oder fürchtete er für den geliebten Landesherrn, der Aller Herzen durch seine Gestalt einnahm, und durch seine ritterlich edlen Sitten festhielt. Jetzt aber, wo der wiederkehrende Frühling die Kämpfe möglich machte, erneuerte sich der Streit wieder. Friedrich entbot seine Vasallen, von allen Seiten zogen sie heran, wie des Herzogs Kriegsruf erscholl, und vereinigten sich an den bestimmten Sammelplätzen. Hugo sprach öfters davon mit seinem jugendlichen Freund, er theilte ihm die Nachrichten mit, die er theils vom Abte, theils vom Lande herein durch seine Freunde erhielt. Herrmanns Herz öffnete sich freudig bei solchen Erzählungen, sein dunkles Auge funkelte, ein feuriges Roth entglühte auf seinen Wangen, und sein Arm zuckte, als faßte er ein Schwert. Mit gespannter Seele hing er an des Greisen Mund, und wollte immer mehr hören, und ein entflohner Seufzer schien die Glücklichen zu beneiden, die im vollen Genuß des freien Lebens zu Schlachten und Siegen zogen. Hugo sah diese Bewegungen wohl, und sah sie mit Freuden; aber er schien sie nicht zu bemerken, und setzte seine gewohnte Lebensweise und seine Spaziergänge mit Herrmann fort.

An einem heitern Maimorgen wollte Pater Hugo einen Landmann besuchen, den er im vergangenen Herbst von einer schweren Krankheit geheilt, und den Winter über nicht hatte sehen können. Die Hütte lag weit vom Stift auf einem Berge, der schon einer der nächsten an der Ebene war. Herrmann sollte ihn begleiten. Sie gingen am Ufer der Traisen hinab. Noch war die Sonne nicht über die Berge heraufgekommen, noch hatte ihr Strahl die dämmernden Thäler nicht berührt — leichte Nebelwolken lagen drüber hin, die Natur schien noch in nächtliche Schleier gehüllt zu schlummern. Jetzt fiel der erste Sonnenschimmer von der Höhe herab, in jugendlicher Pracht stand die Sonne über den frischbelaubten Wäldern, die in hellem Grüne glänzten, Millionen Tropfen zitterten auf den Wiesen ihr Bild zurück, das Leben erwachte, die Vögel stimmten ihr Morgenlied an, Balsamdüfte schwammen aus den blühenden Harzwäldern durch die reine Luft, stiegen von unzähligen Blumen und Kräutern des Thales, ein angenehmes Morgenopfer, empor. Die Traisen rauschte und braus'te im Sonnenschein mit blendendem Schimmer zur Seite des Weges über Sträucher und Steine, barg jetzt sich unter duftenden Mehldorn, der ihre klare Flut mit weißen Blüthen überstreute, und kam dann schimmernder wieder hervor. Herrmanns Herz war von schönem erhebenden Gefühl ergriffen. Jetzt verließen sie das Ufer des Flusses, und stiegen auf einsamen Pfaden, die dem Greise wohlbekannt waren, zu der Hütte hinauf. Zwischen blühenden Obstbäumen lag sie friedlich vor ihnen, Pater Hugo ging hinein, Herrmann wandelte unter den Bäumen auf und ab, und kämpfte gegen sein Herz, das mit ungestümen Schlägen in den allgemeinen Puls der

Natur, Leben und Liebe einstimmte. So kam er auf die andere Seite der Hütte, und trat aus den blühenden Büschen heraus. Da lag auf einmal vor seinem überraschten Blick eine weitausgebreitete Fläche, mit Auen, mit Feldern, mit Dörfern übersäet, und in der Entfernung eine beträchtliche Stadt *), zu der der Strom aus dem Gebirge hineilte. Breitere Straßen und kleinere Pfade durchschnitten den Raum, banden Dorf und Dorf, und alle an die Stadt. Da fuhren beladene Wagen, da wandelten Pilger, hier ging der Pflug durch die dampfende Erde, dort deckten Heerden die Wiesen. Ein reges freies Leben verkündete sich überall, und Herrmann, dem in der Abgeschiedenheit seiner Berge die Welt noch niemals so erschienen war, stand überrascht, außer sich bei diesem Schauspiel. Sein Herz öffnete sich weit — weit, und tausend unbekannte oder mit Macht entfernte Gefühle zogen triumphirend darin ein. Ueberwältigt von diesen Empfindungen, sank er auf die Kniee, seine Arme streckten sich gegen die weite Welt aus, als wollten sie sie umfassen — er betete nicht, er war sich keines klaren Gedankens bewußt, seine ganze Seele war in seinen Augen. So fand ihn Pater Hugo, und Herrmann wußte nichts von der Annäherung des Greisen, er hörte es nicht, als er ihn zwei Mal bei'm Namen rief, und als er endlich die Hand sanft auf die Schulter des Jünglings legte, da sprang dieser auf, und stürzte mit sprachlosem Entzücken dem Greise in die Arme. Endlich, als er sich erholt hatte, rief er: O, mein Vater! Wie ist die Welt so schön, so groß! Der Greis stimmte ihm bei — er nannte ihm die Dörfer, die sie vor sich sa-

---

*) St. Pölten.

hen, die Stadt, er beschrieb ihm das Leben und Treiben der Städte, ihren Ursprung, ihre Verhältnisse gegen den Fürsten, gegen das Land. In dem Augenblick wirbelte von fern eine Staubwolke daher, Herrmann sah hin, die Wolke wälzte sich näher, es schimmerte durch den Staub. Jetzt wich er von einem Windstoß zurück, und im Sonnenglanze blitzte eine Reiterschaar daher, die in blanken Rüstungen mit wehenden Helmbüschen die Ebene heraufzog, um an der baier'schen Grenze zu Herzog Friedrichs Heer zu stoßen. Der Führer, ein hoher stattlicher Ritter, ritt weit voran, Herrmanns Blick hing an ihm, wie sein wildes Pferd sich bäumte, wie sein blitzendes Schwert dem Gefolge am Scheidewege den richtigen Pfad wies. Des Jünglings Auge funkelte, ein glühendes Roth überzog sein ganzes Gesicht, seine Stellung war wie Eines, der in den Kampf zu treten bereit ist. O, seht! seht, mein Vater! rief er: o, wer mit ihnen zöge! Eine Thräne des Unwillens schwellte sein Auge, da trat Hugo zu ihm, legte die Hand auf seinen Arm, und sagte: und dieses Heldenfeuer sollte in den Mauern eines Klosters verlodern? Diese raschen kräftigen Glieder in einer Kutte verwelken? Nein, Herrmann, du bist zu etwas Anderm geboren, deine jetzige Stimmung beweiset es, der fürchterliche Kampf beweiset es, den dein Verstand wider deine Natur begonnen hatte, und der nur mit deiner Aufreibung geendet haben würde.

Herrmann sah den Greis finster an. — „Was macht Ihr, mein Vater? Welche Gedanken erregt Ihr in meinem Herzen? — O, thut es nicht! Ich bin so schon elend genug!"

„Du sollst es nicht länger seyn, mein Sohn! darum muß ich jetzt mit dir sprechen; darum habe ich beschlos-

sen, dich mit deiner wahren Lage bekannt zu machen, und einem Stande zu entreissen, zu dem du nicht bestimmt bist. — Weißt du, wer deine Eleern waren?"

„Mein Vater!" antwortete Herrmann bitter und auflodernd: „Ihr wißt ja selbst, daß Niemand meine Herkunft kennen will, und wie manche entehrende Vermuthung, wie manchen Spott ich darüber von meinen Gefährten ertragen mußte. Es ist darum das Beste, ein Daseyn, das keinen rühmlichen Anfang hatte, in ewige Vergessenheit zu begraben."

„Und wenn ich dir sagte, daß Alles, was man sich im Kloster über dich erzählt, was man dir gesagt haben mag, elende Mährchen sind? wenn ich dir sagte, daß dein Vater einer der mächtigsten Edlen des Landes war, dem viele Burgen gehörten, und der seinem Lehnsherrn mit größern Schaaren Reisiger die Heeresfolge leistete, als Jene, die dort hinaufziehen?"

Herrmanns Brust flog vor heftiger Bewegung, seine Lippen waren geöffnet, sein Auge hing starr an dem Greise. „Du bist kein verlorner Sprößling eines unbekannten dunkeln Geschlechtes, du bist der letzte einzige Zweig eines berühmten, eines unglücklichen Hauses — du bist ein Hohenberg!"

Ein Hohenberg? rief Herrmann, und schnell schien sein ganzes Wesen verwandelt. — Ein Hohenberg? O mein Vater! Welche Welt geht in meinem Innern auf! Zu welchen Gedanken, zu welchen Ansprüchen weckt Ihr meine Seele! — Aber wenn Ihr mich täuschtet? — Wenn Eure Liebe zu mir —

Nein, mein Sohn! antwortete ruhig der Greis: hier kann gar kein Irrthum stattfinden. Ich habe deinen Vater, deines Vaters Verwandte gekannt, ich habe manchen Ritterzug mit ihnen gethan, und es ist

mir Alles nur zu klar und deutlich bewußt. Höre mich an. — Sie setzten sich auf der Bank an der Hütte. Herrmann erlaubte das Feuer, das seine Brust durchströmte, nicht ruhig zu seyn — bald sprang er auf, bald warf er sich an des Greisen Seite nieder, und hörte so unter stürmenden Empfindungen die Erzählung von dem Schicksale seines Hauses.

Sein Vater war Graf Cuno gewesen, und er auf dem Stammgut Hohenberg wie seine Vorfahren geboren. Als in jener unglücklichen Fehde gegen sein ganzes Haus die Schaaren der rachedürstenden Königin sich näherten, sandte Cuno seine Frau und seine zweijährige Tochter von treuen Knechten begleitet nach Liljenfeld, wo der Abt, sein Jugendfreund, ihrer treulich zu wahren, und sie gegen jeden Angriff zu schützen versprach. Herrmann, seinen Sohn, einen Knaben von vier Jahren, behielt er bei sich, und rüstete sich zur Vertheidigung. Die Lage der Burg auf dem überall freien schroffen Berge, der Muth des Grafen und seiner Leute verzögerte die Belagerung. Cuno hatte auf geheimen Wege treue Boten ausgesendet, um Kunde von seiner Frau zu holen — sie kamen nicht wieder zurück. Endlich brachten Gefangene, die man bei einem Ausfalle gemacht hatte, die Nachricht in's Schloß, daß Frau und Kind von den ungarischen Reisigen, die voraus im Gebirge herumstreiften, auf dem Wege angefallen und grausam ermordet wo[r]en wären. Diese Erzählung, die zu sehr von allen übrigen Umständen, selbst von wohlbekannten Kleidungsstücken seines unglücklichen Weibes, die Einer der Ungarn noch besaß, bestätigt wurde, und der immer heftigere Sturm und Angriff auf die bereits beschädigten Mauern der Burg brachen Cuno's Muth und Kraft.

Die Vertheidigung wurde nicht mehr mit dem vorigen Feuer betrieben — Hohenberg war überzeugt, seinem Schicksale nicht mehr entgehen zu können, die Ungarn erneuerten ihre kühnen Angriffe, der Berg und endlich die Burg wurden erstürmt. Cuno entfloh mit seinem Sohn durch einen unterirdischen Gang, und irrte so lange in gemeinen Kleidern durch die Gebirge herum, bis es ihm gelang, unentdeckt nach Liljenfeld zu gelangen, wo er dem Abte seinen Sohn übergab, und ihn mit schrecklichen Eidschwüren verband, niemals den Stand dieses Kindes zu entdecken, sondern ihn, von aller weltlichen Größe und Ruhmsucht entfernt, als frommen Mönch für den Himmel zu erziehen. Nur wenig Tage vermochte der Abt den Grafen bei sich aufzuhalten; von innerm Schrecken und Angst getrieben, eilte er wieder weiter, und kam so bis nach Böhmen, wo Hugo, damals noch ein rüstiger wehrhafter Ritter, der ihn aus frühern Zeiten kannte, ihn troß seiner Verkleidung entdeckte, und bei sich aufnahm.

Nach zwei Jahren eines unglückseligen Lebens, fuhr der Greis fort, verschied dein Vater in meinen Armen. Seine Unglücksfälle hatten sein Gemüth angegriffen, der schreckliche Tod seines Weibes und Kindes, der Verlust seiner Güter, das Schicksal seines Vetters von Scharnstein, der ebenfalls mit seinem ganzen Hause ein Opfer der Rachsucht geworden war, verwirrten seine Sinne, und sein Verstand schien nur zuweilen zurückzukehren, damit er die ganze Größe seines Unglücks erkennen und bejammern konnte. Keine Bemühung der Freundschaft, keine Zeit vermochte etwas über sein Uebel, und so mußte ich endlich die Stunde segnen, die ihn von allen seinen Leiden befreite. Von ihm hatte ich deinen Aufenthalt erfahren, und

die Beglaubigungszeichen deiner Geburt sind in meinen Händen. Ich würde sie wohl nicht erhalten haben, wenn dein unglücklicher Vater in der letzten Zeit Besinnung genug gehabt hätte, sie zu vertilgen; denn er wollte nun einmal, daß der Name Hohenberg von der Welt verschwinden und keiner mehr durch ihn zu ähnlichen Schrecken bestimmt werden sollte. Nach meines Freundes Tode führte mein Schicksal mich noch eine Weile bald hier, bald dort, herum, bis ich endlich des rastlosen Lebens satt, mich nach Ruhe sehnte, und dann vor Allem das Kloster wählte, in dem er sein liebstes Kleinod geborgen hatte. Sieh', Herrmann! so kam ich zu dir, so betrachtete ich dich von Kindheit auf als meinen Sohn, und trug immer den Gedanken im Herzen, dich, wenn es Zeit seyn würde, mit deinem Schicksal bekannt zu machen.

Durch wechselnde Leidenschaften folgte des Jünglings Gemüth der Erzählung des Alten, und Gedanken und Gefühle, die er nie gekannt hatte, gingen wie eine neue Schöpfung aus seiner Seele hervor. Liebe und Trauer um den Vater, dessen er sich kaum mehr entsann, Haß gegen die Feindin seines Geschlechts, die ihm noch jüngst sein liebstes Gut entrissen hatte, stolze Hoffnungen, Heldensinn und Ehrgeiz erwachten Eines um's Andere in seiner bewegten Brust, und über dem Chaos dieser streitenden Gefühle schwebte Agnesens Bild in himmlischer Klarheit, Alles zu einem schönen Ziele ordnend und bildend. Verwandelt in jedem Sinne, kehrte er mit Hugo in's Kloster zurück.

Seit diesem Gespräch ging Herrmanns ganzes Streben und Verlangen nur dahin, das Kloster, das ihn nun wie ein Kerker einzuengen schien, mit der freien

Welt, die Mönchskutte mit dem Panzer zu vertauschen. Hugo sprach mit dem Abte im Allgemeinen über Herrmanns Zustand, er machte ihn aufmerksam auf den Zwang, mit dem sein Gemüth die klösterliche Zucht zu ertragen schien, auf die Zerstörung seiner Gesundheit, von der er sich nur erst jetzt langsam erholte, und trug es ihm nach und nach vor, daß er den jungen Menschen gar nicht für's Klosterleben geeignet finde, daß er vielmehr glaube, seine Bestimmung sey Ritterthum und freies Wirken in der Welt. Der Abt sah die Sache von einer ganz andern Seite an, er fand, daß Herrmann, seit seinem vierten Jahre im Kloster erzogen, unmöglich Wünsche nach Dingen und Thaten nähren könne, von denen er in seiner Lage nie einen Begriff gehabt haben könne, und hörte keine weitere Vorstellung Hugo's an. Endlich sah sich dieser genöthigt, ihm zu sagen, daß auch er um das Geheimniß von Herrmanns Geburt wisse, daß sein Vater selbst es ihm entdeckt, und daß es in einem Zeitpunkte, wo bereits die eine Linie des Hohenberg'schen Hauses ihre Güter wieder erlangt habe, unverantwortlich wäre, den letzten Zweig der andern geflissentlich im Dunkel der Ungewißheit und eines niedrigen Standes, wozu ihn die Vorsicht nicht bestimmte, zu lassen. Der Abt war betroffen. Er hatte sich nie den Fall als möglich gedacht, daß irgend Jemand außer ihm Herrmanns Eltern kennen sollte; er hatte sich gewöhnt, den Knaben, den er liebte, von dessen Geist und Herzen er sich Ehre für das Kloster und eine Stütze für sein Alter versprach, bereits als sein Eigenthum — vielleicht als seinen Nachfolger zu denken. — Er wurde verlegen, ängstlich, und entließ Hugo, nicht unwillig, aber ohne Entscheidung.

Der Prior wurde gerufen. Der Abt hatte seinem Vertrauten und Rathgeber kaum mit wenig Worten den Stand der Sachen erklärt, als dieser im heiligen Eifer aufflammte, und dem Abt versicherte, daß nichts verderblicher wäre, als in Hugo's Verlangen zu willigen. Er wisse besser, wie das Ganze zusammenhänge; die sündliche Liebe zu dem Mädchen, das die Königin von Ungarn mit sich genommen, lebe noch immer in des Jünglings Brust, das sey die Ursache seiner Schwermuth, seines sichtbaren Verzehrens, und Pater Hugo nähme sträflichen Antheil an dem Frevel, indem er nicht allein diese Leidenschaft nicht verdammt, sondern durch seine Spaziergänge und durch tausend thörichte Gespräche alle die weltlichen und sündhaften Gedanken erst recht in ihm genährt habe. Man wisse ja wohl, wie Hugo einst selbst gelebt, wie er sich am Hofe und in der Welt herumgetrieben, und daß nur Uebersättigung und Unmöglichkeit, ihre Freuden länger zu genießen, ihn in's Kloster gebracht hätten. Ueberdies habe ja der Abt dem Grafen Cuno einen heiligen Eid schwören müssen, dem Knaben nie seine Herkunft zu entdecken, ihn nie aus dem Kloster zu lassen. Bei diesen Worten sprang der Abt freudig auf — jetzt war jedes Hinderniß gehoben, jeder Zweifel gelöset — der Eid entkräftete jede Einwendung, und Herrmann war dem Kloster erhalten. Doch fand es der Prior nöthig, ihn so viel als möglich von Hugo zu trennen, aber nicht mit offenbarer Gewalt, weil er des Jünglings Entschlossenheit fürchtete. Der Abt überließ dem klugen Vertrauten willig die ganze Sorge, und dieser wußte es unmerklich so einzuleiten, daß Herrmann durch tausenderlei Geschäfte bald hier bald dort im Kloster festgehalten wurde, indeß Pater Hugo seine

Krankenbesuche machte. Herrmann sah die List nicht durch, so sehr er durch die Unmöglichkeit, seinen väterlichen Freund allein zu sprechen, litt; aber Hugo erkannte wohl in diesen ewigen Hindernissen die waltende Hand des Abtes und seines alten Feindes, des Priors. Mit noch mehr Klugheit als dieser, und ohne seiner Würde zu vergeben, wußte er diese kleinlichen Bemühungen zu vereiteln, und es gelang ihm endlich, manche Stunde zu gewinnen, in der er seinen Liebling ungestört sprechen konnte, wo dieser mit allem Feuer des lang entbehrenden Herzens an des Greisen Brust flog. Als der Prior sah, daß er auf diese Art nicht zu seinem Zweck gelangen konnte, bestimmte er den Abt dahin, Herrmann unter dem Vorwande seiner schwächlichen Gesundheit, und um seinen Studien, die er nun bald vollenden sollte, besser obzuliegen, aus dem Dormitorio wegzunehmen, und ihm eine einsame Zelle im oberen Geschoße neben der Wohnung des Abtes zu geben, deren Fenster auf den Teich ging, welcher von dieser Seite das Kloster umschließt. Hier wurde er bewacht, ohne gefangen zu seyn, er sah den Greis blos im Chor und im Refectorium in Gegenwart aller Brüder. — Jetzt erst fühlte er die ganze Last dieser Beschränkung, und sein nach Freiheit dürstender Geist strebte mit Wuth und Ungeduld dagegen. Doch sah er seinen väterlichen Freund noch täglich, und es war unmöglich, jede Einwirkung desselben auf des Jünglings empfängliche Seele, der jede seiner Aeußerungen mit feurigem Drang auffaßte, zu verhindern; er hing an den Augen, an den Lippen des verehrten Greises, und was sonst längere Gespräche bewirkten, that jetzt oft ein einziger Blick, ein Wort. Da erging ein Befehl des Abtes an Pater Hugo,

er wurde in Geschäften des Stiftes an ein anderes Kloster desselben Ordens gesendet. Die Abreise kam unerwartet, und mußte so eilig betrieben werden, daß Hugo keinen Abschied von Herrmann nehmen, daß er ihm nur bei'm letzten Abendessen unvermerkt einen Zettel in die Hand spielen konnte, worauf der Name eines alten Ritters und vertrauten Freundes Hugo's, der jenseit der Donau seine Besitzungen hatte, geschrieben war, und eine Empfehlung für Herrmann an ihn. In der Nacht verließ Hugo das Stift, und Herrmanns Seele von Trauer und Zorn entflammt, strebte nun heftiger als je nach Freiheit, nach Zerbrechung seiner Fesseln, die ihm jede Minute unerträglicher dünkten. Er sann auf Flucht — man merkte es, und suchte sie auf alle Art zu hindern. Der Teich unter seinem Fenster, die Nähe des Abts schien das Entfliehen aus seiner Zelle unmöglich zu machen — aber was wäre dem ernsten Willen unmöglich, der keine Gefahr, selbst nicht das Opfer des Lebens scheut, das unter drückenden Bedingungen keine Wohlthat mehr ist? An einem Morgen, als man ihn vergeblich bei'm Frühgottesdienst erwartet hatte, wurde nach ihm geschickt. Man fand die Zelle verschlossen — man glaubte ihn noch schlafend — kein Pochen, kein Rufen wurde beantwortet. — Besorgt, ob ihm nicht ein Unfall zugestoßen, öffnete man die Thüre mit Gewalt. Die Zelle war leer, das Fenster offen — eine Spur von frischem Blut an der Mauer, einige zerknickte Gebüsche am Ufer des Teiches erregten einen fürchterlichen Verdacht. Man erinnerte sich seines ersten Entschlusses, sich in die Traisen zu stürzen, seiner düstern Gemüthsart, seiner Anhänglichkeit an Hugo. Daß er entflohen seyn könnte, war beinahe unmöglich zu glauben; denn der breite

tiefe Teich floß hart an der Mauer, es blieb also nichts übrig als jene traurige Vermuthung, die sich je mehr und mehr zur Gewißheit erhub, da alle Nachforschungen in der Gegend fruchtlos geblieben waren.

Die Schlacht bei Mühldorf.

Herrmann war aus dem Kloster verschwunden, und sein Verlust mit der Zeit beinahe vergessen. Agnes, unbekannt mit dem Schicksal ihres Jugendfreundes, lebte ein einförmiges Leben am Hofe der Königin, und auch Elisabeth hatte bereits den Kreislauf zwölf langer Monden mit ihrem Gemahl auf dem einsamen Bergschloß Hohenberg verschwinden gesehen — auf Hohenberg, von dem Ludwig Namen und Abkunft trug, wo überall noch Wappenschilde und Gemälde der Ahnen ihr das unglückliche Geschlecht, zu dem er gehörte, in's Gedächtniß riefen, wo sie unter Schatten und Erinnerungen dieses Hauses wandelte. Entschlossen und stark kämpfte sie unablässig gegen ihr Herz; sie vermochte es, sich zu beherrschen; sie war ruhig und still, und Joerger, überschwenglich glücklich im Besitze des trefflichen Weibes, das mit reger Sorgfalt sein Leben zu verschönern strebte, fand nichts zu wünschen übrig, als einen Erben, dem er einst die großen Güter überlassen könnte. Mitten im Genusse seines Glückes erhielt er das Aufgebot seines Herrn, Herzog Friedrichs von Oesterreich und König der Deutschen, das ihn bei dem erneuerten Kriege gegen Ludwig den Baier zur Heeresfolge rief. So willkommen ihm sonst solche Aufmahnungen gewesen waren, so ungelegen kam ihm diese; doch der Rittersinn überwand die Liebe, und er entbot seine Lehnsleute und eignen Knechte durch's

ganze Gebirg. Sie sammelten sich auf der Burg, Elisabeth nahm von ihm Abschied mit Thränen im Auge; auch sein Herz floß über in Liebe und Trauer, als er das blühende Weib zum letzten Lebewohl in seine Arme schloß, und ihre zarten Lippen seine Wange und seine Hand kindlich berührten. Endlich riß er sich los, eilte in der rasselnden Rüstung die Treppe hinab, schwang sich auf sein Streitroß, und stürmte mit seinen Leuten durch das hallende Thor und über die Brücke. Elisabeth trat an's Fenster, der Zug ging den Berg hinab — sie ließ ihren Schleier wehen — Helmhard sah zurück, und sein Schwert erwiederte den Gruß. Noch lange flatterte der Schleier, noch oft blickte der tiefbewegte Krieger zurück, bis endlich die Krümmung des Wegs ihm die Burg verbarg, und der Zug im Thale hinter dem Walde verschwand.

Nun war Elisabeth ganz allein, und zu der Sorge um den verehrten Gemahl gesellten sich die schmerzlichsten Erinnerungen. So war sie auch oft auf der Seusenburg allein gewesen, so einförmig und still dem Aeußern nach war ihr Leben dahingeflossen, als es die Liebe im Innern mit ihren wunderbarsten Reizen schmückte, als sie das nächtliche Schicksal des Geliebten erheiterte, als die Welt ihm durch den Spiegel ihrer Augen erschien, und jede Stunde des Zusammenseyns durch irgend eine zärtliche Sorgfalt, oder einen rührenden Dank verschönert war. Allgewaltig kehrten diese Bilder zurück, und was sie schmerzlicher machte, war die Ueberzeugung, daß ihr Entschluß, einem Andern anzugehören, das Maaß seines Unglücks vollenden mußte, daß s i e es war, die diesen Dolch in die Brust des unvergeßlichen Freundes stieß, des Freundes, für dessen Glück sie so gern ihr Leben gegeben hätte.

Sie hatte Ludwigen nur zu richtig beurtheilt. Im Streit mit steigenden Hindernissen, hatte seine Leidenschaft für sie sich zu immer hellern Flammen angefacht, und was erst nur heftiger Wunsch war — das Verlangen, in ihrer Nähe zu leben, und das schöne Daseyn auf der Seusenburg mit ihr fortzusezzen, ward endlich fester Entschluß. Er hatte offen und freimüthig gehandelt. Gern hätte er sein ganzes Verhältniß zu dem entflohenen Harfner dem leicht verletzbaren Herzen seiner Frau verborgen — aber sie hatte Etwas errathen, und drang nun mit unseliger Neugierde darauf, Alles zu wissen. — Ludwig verbarg ihr nichts als die tiefe Wunde, die Elisabeths Flucht und die Ungewißheit über ihr Schicksal in seiner Brust zurückgelassen hatte; sie errieth auch dies, und mit anscheinender Großmuth trug sie selbst ihm an, das Mädchen seiner Liebe aufzusuchen, seine Unruhe zu enden, und eine Leidenschaft zu nähren, die er, wenn Adelgunde redlich mit ihm gehandelt hätte, um ihrer Ruhe willen zu bekämpfen gesucht haben würde. Und nun, als er sie nach langem Suchen gefunden — was vielleicht Adelgunde nie geglaubt hatte — nun ging sie hin, hinter seinem Rücken ein Werk zu zerstören, das sie scheinbar selbst befördert hatte. Sie bestärkte Elisabeth in ihrem Entschluß, sich von ihm zu trennen — ja sie bestimmte sie dahin, ihm selbst jede Unterredung mit ihr unmöglich zu machen.

Diese Doppelherzigkeit erschien ihm um so fürchterlicher, als in seiner Lage Vertrauen das Erste, das Nothwendigste war, dessen er bedurfte, er — der hülflos dem guten Willen Derer hingegeben war, die ihn zunächst umringten. Sein Herz wendete sich ganz von

Adelgunden ab, und als die Nachricht von seiner Ehescheidung Elisabeth in die Arme eines Andern scheuchte, entflammte sich, nachdem er durch den Kaplan den Zusammenhang erfahren hatte, ein tödtlicher Haß gegen Adelgunden in seiner Brust, und Niemand durfte es wagen, ihm nur ihren Namen zu nennen. Auch gegen Elisabeth war er tief empört, und wenn er in manchem Augenblicke sie als ein unglückliches Opfer ihres Pflichtgefühls bedauerte, so konnte er ihr in den meisten die Kälte, womit sie sich zu diesem Schritt entschlossen, nicht verzeihen, und der Gedanke, daß sie einem Andern ihre Hand gereicht habe, und nun jene Liebe, die ihn so unaussprechlich glücklich gemacht haben würde, als ein pflichtwidriges Gefühl verdammen mußte, erfüllte ihn mit Abscheu.

Eine finstre menschenfeindliche Schwermuth bemächtigte sich seiner. — Von ewiger Nacht umschlossen, ohne ein Wesen, dem er vertrauen, das er lieben konnte, kehrte sich alle Kraft seines Gemüths gegen sich selbst, und zehrte sein inneres Leben auf. Niemand durfte um ihn seyn, als sein Sohn, und selbst diesem mißtraute er oft; denn er war ja die erste, die längste Zeit seines Lebens von seiner listigen Mutter auferzogen worden. In dieser Gemüthsstimmung kam ihm die Nachricht, daß König Friedrich nach Baiern ziehe, um endlich einmal die lange Fehde, um derentwillen schon so viel deutsches Blut geflossen war, durch eine entscheidende Schlacht zu endigen. Das nahe Getöse des Krieges, die Erzählungen von vielen kleinen Gefechten, die schon hier und dort vorgefallen waren, weckten in seiner Brust die Erinnerung an seine frühere Jugend, sein rasches Heldenleben, und heftig ergriff seine Seele der Gedanke, dem König,

dem er wegen der Offenheit, womit er das Unrecht, das ihm geschehen war, gestand, und wegen der herzlichen Freundlichkeit, womit er es gut zu machen gestrebt hatte, mit inniger Liebe zugethan war, die Heeresfolge zu leisten, dem verzehrenden Schmerz im Schlachtgewühl und Kampf einen Ausweg zu verschaffen, und vielleicht ein lastendes Daseyn auf rühmliche Art los zu werden.

Schnell erging sein Aufruf an seine Vasallen und Reisigen, und erschrocken über den seltsamen Entschluß ihres blinden Gebieters, sie selbst in die Schlacht zu führen, kamen einige der Vornehmsten auf Scharnstein, um ihn bittend an sein Unglück und die Schwierigkeit seines Unternehmens zu erinnern, indem zugleich der Erste unter ihnen sich erbot, mit des Grafen Erlaubniß, seine Stelle zu vertreten und die Schaar dem König zuzuführen. Aber Hohenbergs Seele hatte der Gedanke des Kampfes zu lebhaft ergriffen, er wollte seinem Herrn mit seinem Blut seine Treue beweisen, und seinen Sohn bei dieser Gelegenheit wehrhaft machen. Nichts vermochte seinen Entschluß zu ändern, und sein Machtspruch entkräftete alle Gegenvorstellungen. Als Friedrich davon hörte, ritt er selbst nach Scharnstein. Ihn rührte des Grafen Ergebenheit, mehr noch sein unglückliches Schicksal, das er nur zu wohl als die geheime Triebfeder dieses Entschlusses erkannte. In Wien hatte er nicht als Lehnsherr, sondern als Freund, als junger fühlender Mann über sein Verhältniß zu Elisabeth mit ihm gesprochen, und Hohenberg hatte seinem Fürsten kein Geheimniß aus einem Gefühle gemacht, das er für eben so tugendhaft als unglücklich hielt. Nun suchte Friedrich ihm sein gefahrvolles Unternehmen auszureden, aber der Graf

blieb unerschütterlich, und so bedung es sich der König zuletzt als ein Zeichen seiner Lehnspflicht aus, daß er in der Schlacht stets an seiner Seite, unter seinem Schutze bleiben sollte. Ludwig empfand den Werth dieser Forderung, und heißer schlug sein Herz für den gütigen Fürsten, und fester ward der Wille, nun nicht zurück zu bleiben um keinen Preis.

Er ersuchte nun den König um die Gnade, daß er so lange auf Scharnstein verweilen möchte, bis seine Leute sich versammelt haben würden, und bewirthete ihn diese wenigen Tage mit fürstlicher Pracht. Als alle Mannen und Reisige des Grafen versammelt waren, musterte sie Friedrich selbst, und erstaunte über die Anzahl, die schöne Rüstung, die treffliche Ordnung der beträchtlichen Haufen, die dem Grafen unterthänig waren. — Dann schwangen sie sich alle auf ihre Streitrosse, und sprengten zum Thore hinaus, den Schloßberg hinab über die Brücke der Albe, und der lange Zug schimmerte durch das Thal bis in die Ebene hinaus, voran der König, den Grafen an der Seite, an des Grafen Linken sein Sohn, hinter ihnen die frohgemuthete Schaar in blitzenden Rüstungen.

Bald hatten sie das Lager erreicht, wo die Oesterreicher schon mehrere Wochen des Kampfes ungeduldig harrend standen; denn Ludwig von Baiern vermied immer ängstlich, sich mit seinem Gegner im offnen Felde zu messen *). Auch riethen viele Getreue dem König Friedrich, seines Bruders Leopolds Ankunft zu erwarten, der, in einer andern Fehde begriffen, von ihm Boten über Boten erhielt, um die Vereinigung zu beschleunigen. Aber die treulosen Mönche von Für-

*) Geschichtlich.

stenfeld fingen die Boten auf, Leopold blieb ohne Nachricht, und Friedrich wollte den Kampf nicht länger verschieben. Ihn jammerte des Elends, das sein Streit um die Krone über Deutschland gebracht hatte, er vertraute auf seine gerechte Sache, und rückte entschlossen vor, um Ludwigs ewiges Zögern zu endigen, und ihn zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen.

Jetzt konnte Ludwig von Baiern nicht länger ausweichen, aber er verzieh sich des Sieges und seines Lebens, machte sein Testament, übergab dem tapfern Schweppermann den Oberbefehl des Heeres, und hielt während der Schlacht auf einem Hügel in unkenntlicher Rüstung, ängstlich den Ausgang erwartend. Mit dem frühen Morgen rückten die Heere gegen einander. Friedrich, seine gute Sache Gott befehlend, schöner als je in der schimmernden Rüstung, und weithin kenntlich durch die Krone auf dem Helm, ritt streitbegierig vor den Reihen der Seinen auf und nieder, und ermahnte sie, des Tags eingedenk zu seyn, der vor fünfzig Jahren die Krone von Deutschland an das Haus Habsburg brachte, und die größere Anzahl der Feinde nicht zu fürchten. Nun begann die Schlacht, am acht und zwanzigsten September, Eintausend dreihundert zwei und zwanzig.

Mit den Baiern fochten die Böhmen unter ihrem König Johann von Luxemburg, und die Schaaren mancher andern deutschen Fürsten, die des Habsburg'schen Hauses wachsende Größe fürchteten und beneideten; mit Oesterreich waren die Ungarn, Kumanen, Steiermärker, Salzburger u. s. w.

Unter einem Pfeilregen, mit wildem Geheul stürzten die Ungarn auf den Feind — mit entschlossener

Tapferkeit griffen die Steiermärker und Salzburger König Johanns Schaaren an. Die Böhmen widerstanden lange; endlich als Friedrich selbst mit seinen Oesterreichern sich auf sie warf, konnten sie nicht mehr Stand halten, und wendeten sich zur Flucht. Bald wäre selbst ihr König durch den Sturz seines Pferdes gefangen worden, wenn ihn nicht einer der Seinigen gerettet hätte. Zehn Stunden währte der Kampf, und schon neigte sich der Sieg überall auf Oesterreichs Seite, als plötzlich aus einem Hinterhalte ein frischer Haufen mit weißen Fahnen und österreichischen Feldzeichen hervorbrach. Das ist Hülfe! Das sind Leopolds Fahnen! scholl es in Friedrichs Heere von Flügel zu Flügel, und mit erneutem Muthe drangen sie ungestümer auf die Baiern los. Da zeigte sich schnell der schändlichste Verrath — die vermeinten Freunde umringten das getäuschte Heer. — Es waren Feinde; es waren Baiern, die durch List und Betrug das zu erreichen sannen, was durch offne Gewalt nicht zu erlangen war, angeführt vom Burggrafen von Nürnberg *), aus dem Hause Hohenzollern, der schon damals den Keim des Hasses in der Brust trug, welcher in späten Jahrhunderten Hohenzollern und Habsburg entzweite, und Deutschlands Freiheit untergrub. Jetzt kehrten auch die Böhmen wieder um, und die bestürzten Schaaren Friedrichs sahen sich durch List den Sieg entrissen, den ihre Tapferkeit bereits errungen hatte. — Sie fingen an zu weichen, die Unordnung wuchs, und näherte sich einer Flucht. Nur wo Friedrich kämpfte, war noch eigentliche Schlacht, fünfzig Feinde waren von seiner Hand gefallen *), neben ihm strit-

---

*) Geschichtlich.

ten Hohenberg und Joerger, entschlossen, mit dem geliebten Herrn zu fallen. Da näherte sich ihm ein wilder Haufe, von Albrecht von Rindsmaul, einem abgefallenen Unterthan, angeführt, der aus der Steiermark flüchtig, von den Baiern mit Auszeichnung war aufgenommen worden, und dem Ludwig von Baiern schon vor der Schlacht den Befehl gegeben hatte, Friedrich nicht aus den Augen zu lassen, und sich seiner zu bemächtigen, wie und wo er könnte. Diese umdrängten den heldenmüthigen König, einer aus der Schaar durchbohrte den unglücklichen Hohenberg mit einer Lanze von rückwärts, daß er tödtlich getroffen vom Pferde sank, zwei griffen Herrn Helmhard an, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte, ein Vierter stieß Friedrichs Pferd nieder, und Rindsmaul sprang hinzu, und bemächtigte sich des Königs selbst, als er eben wehrlos sich kaum unter der Last seines gesunkenen Pferdes emporarbeitete. Der Burggraf von Nürnberg empfing sein Schwert, und im Triumph führten sie den durch schnöde List Gefangenen zu seinem zagenden Feinde, der, kaum an den glücklichen Erfolg seines Betrugs glaubend, ihn mit niedriger Freude höhnend empfing.

Rittersinn.

Friedrichs Gefangennehmung war das Signal zur allgemeinen Verwirrung. Hohenberg zogen die Seinigen ohne Leben und Bewegung unter des Königs Pferd hervor — Alles fing an zu weichen — zu fliehen. Da faßte Helmhard festen Muth; er rief den Flüchtigen tadelnde Worte zu, und brachte sie zum Stehen; dann ordnete er still und besonnen den Rück-

zug, und brachte den Rest des österreichischen Heeres ohne weitern Verlust in ihr Lager. Kaum war er in seinem Zelte angekommen, als eine Botschaft ihn zu dem sterbenden Grafen von Hohenberg rief. Erstaunt über diese Ladung, denn er kannte den Grafen nur aus Elisabeths Schicksale, eilte er so schnell als möglich diese Bitte zu erfüllen, und fand ihn mit dem Tode ringend in den Armen der Seinigen, deren unverstellter Schmerz sein schönstes Lob aussprach. Seyd Ihr's, Herr Joerger? fragte Ludwig mit schwacher Stimme, als er den Kommenden hörte, so reicht mir Eure Hand! Joerger that es, nicht ohne Rührung, als er den schönen kräftigen Mann sterbend vor sich sah, den er oft bedauert, noch öfter beneidet hatte. Was verlangt Ihr von mir, lieber Graf? fing er an, indem er seine Hand herzlich drückte — seyd versichert, daß ich Euch zu jedem Dienste bereit bin. Ich danke Euch, antwortete Hohenberg, und ehe Ihr kamt, hatte ich darauf gerechnet. Ich muß sterben — bald — heute vielleicht — und ich lasse einen unmündigen Knaben wehr- und schutzlos zurück. — Der Junge braucht einen Vater, ein Vorbild auf dem Wege der Ehre, einen Warner und Beschützer. Ich kann ihm keinen Bessern finden, als Euch.

Mich? fiel Joerger erstaunt ein: — Ihr wißt doch —

Und was? fragte Hohenberg.

Daß ich die Güter der ältern Linie Eures Hauses zu Lehen trage — daß die der jüngern, wenn kein Erbe mehr vorhanden wäre, an mich fallen würden — endlich — daß ich — Ihr wißt, wer meine Frau ist — —

Eine heftige Bewegung schien den Sterbenden zu erschüttern. Er schwieg einen Augenblick, dann drückte

er Joergers Hand inniger und zog sie an sein Herz. Das weiß ich Alles, hub er wieder an, und eben darum habe ich Euch zum Beschützer meines Sohnes erkohren. Elisabeth konnte nur einem edlen Manne ihre Hand geben, und glaubt nicht — doch ich weiß, Ihr fühlt das selbst — daß ich je fürchten könnte, der Besitz der Güter meiner Vettern könnte Euch reizen, eine Waise zu berauben. Der Ruf Eurer Redlichkeit ist bekannt. In der heutigen Schlacht habt Ihr Euch eben so tapfer als klug bewiesen. Erzieht den Jungen zu einem Manne wie Ihr seyd — ich kann ihm nichts Besseres wünschen; schützt sein Erbtheil vor ungerechten Anmaßungen. Auch seine Mutter empfehl' ich Euch; sie war mir stets eine sorgsame Hausfrau, ihm eine zärtliche Pflegerin. — Hier hielt Ludwig inne — das heftige Reden hatte ihn erschöpft — er sank in die Arme seiner Ritter zurück. Helmhard stand tief bewegt vor ihm — das feuchte Auge mitleidsvoll auf den Unglücklichen gerichtet, dessen letzter Augenblick gekommen zu seyn schien. Die Ritter bemühten sich, ihn noch einmal in's Leben zu erwecken, es gelang ihnen — er fing wieder an zu athmen, er richtete sich noch einmal in ihren Armen empor, und fragte kaum verständlich: ist Joerger noch hier? Helmhard trat zu ihm — er ergriff seine Rechte, und sprach: ja, ich bin hier, mein Freund, um Euch aus ganzem Herzen Alles zuzusichern und zu versprechen, was Ihr verlangt habt, was Ihr noch fürder verlangen könnt. Ohne zu antworten, winkte Ludwig mit der Hand; ein Ritter ging hinaus, und führte den jungen Grafen herein. Hohenberg hieß ihn an sein Bette treten — er raffte seine letzten Kräfte zusammen, legte des Knaben Hand in Joergers, und sagte nur schwach und unterbrochen: mit den Worten

meines sterbenden Erlösers, vor dessen Throne ich bald erscheinen werde, übergebe ich Euch dies Kind — das ist Euer Sohn! — Knabe! — das ist dein Vater! — Der Knabe stürzte schreiend vor Schmerz an dem Bette des Vaters nieder. Helmhard war so erschüttert, daß er nicht zu sprechen vermochte; endlich bezwang er seine Rührung — mit einer Hand drückte er des Sterbenden Rechte an sein Herz, die andere legte er feierlich auf des Knaben Haupt, und gelobte im Angesichte Gottes und aller anwesenden Ritter, daß ihm des Grafen Vermächtniß ewig theuer, und dieses Kind sein Sohn seyn sollte. Er hatte noch nicht ausgeredet, als dieser mit dem Geschrei: „mein Vater stirbt!" aufsprang — Helmhard fühlte Hohenbergs Hand, die er noch hielt, erkalten — er sah in seinem Gesicht die Züge des Todes. Er hatte geendet. —

Eine lautlose Stille feierte seinen Hintritt. Alles schwieg, zu tief bewegt, um sprechen zu können, bis endlich des Knaben lautes Schluchzen das Schweigen unterbrach. Da faßte ihn Helmhard in seine Arme: so wahr mir Gott helfe, rief er, du sollst mein Sohn seyn! Ich will Alles thun, um dir deinen Vater zu ersetzen. Hierauf ordnete er, so gut es die Umstände erlaubten, den Leichenzug des Grafen mit aller Pracht, die seinem Range gebührte, und führte das Heer dem Herzog Leopold entgegen, der mit Wuth und Verzweiflung, nur noch einen Tagmarsch vom Schlachtfelde entfernt, die Nachricht von seines Bruders Gefangenschaft hörte.

Was für Bewegungen hierauf erfolgten, wie Herzog Leopld, wüthend über das Unglück des geliebten Bruders, das er ganz allein seiner Schuld, seiner Verspätung beimaß, nach Basel eilte, sich dort von Jeder=

mann einschloß, Haar und Bart wachsen ließ, und es nicht eher abzunehmen schwur, bis er seinen Bruder gerächt und befreit hätte; wie er hierauf, um Ludwig von Baiern zu verderben, Bündnisse mit den Königen von Frankreich und Ungarn, mit dem Pabst, und sogar mit König Johann von Böhmen abschloß, der in der Mühldorfer Schlacht gegen Oesterreich gestanden hatte — gehört nicht in den Plan dieser Blätter *). Helmhard von Joerger führte mit einigen Andern während Leopolds Abwesenheit den Oberbefehl über das Heer, und sendete — da er selbst nicht der Ueberbringer dieser Nachrichten seyn wollte, einen seiner vornehmsten Lehnsmänner an Elisabeth ab, nachdem er ihn genau von allen Vorgängen in und nach der Mühldorfer Schlacht unterrichtet und ihm befohlen hatte, ja nach der Ordnung und ohne Vorgreifen zu erzählen.

Elisabeth stand am Burgfenster, als der Ritter langsam den Berg herauf ritt. Sein Gesicht verkündete nichts Gutes; sie erkannte ihn, und einen Unfall ihres Gemahls fürchtend, eilte sie ihm ängstlich an's Thor entgegen. Seine ersten Worte beruhigten sie hierüber, Herr Helmhard war vollkommen wohl, und ließ ihr einen herzlichen Gruß entbieten. Getröstet hörte sie nun zu, und ahnete so wenig, was sie vernehmen sollte! Als der Ritter des Grafen Hohenberg und seines gefährlichen Vorsatzes, die Schlacht mitzumachen, erwähnte, ergriff sie ein Schauer. Der Ritter fuhr fort; er erzählte von seiner verzweiflungsvollen Tapferkeit, vom Schicksal der Schlacht; nun kam er auf Friedrichs Gefahr — auf das Andringen der Baiern — den Lanzenstoß, der den Grafen unter des

*) Geschichtlich.

Herzogs stürzendes Pferd warf. Sie erblaßte — ohne zu reden, winkte sie dem Ritter, sich zu entfernen — und stieg mit der letzten Kraft, die sie erringen konnte, die Stufen hinauf bis in ihr Zimmer. — Hier sank sie nieder — es dämmerte um sie — sie verging ohne Bewußtseyn. Als sie erwachte, fand sie sich zu ihrer großen Beruhigung allein, und ein Thränenstrom erleichterte ihre gepreßte Brust. — So hatte denn der erste, der einzige geliebte Freund ihrer Seele geendet, und alle seine Schmerzen und alle seine heiße Liebe für sie schlummerten still im dunkeln Grab! Ihm war wohl! das konnte sie sich nicht läugnen — aber sie fühlte seinen Verlust so tief, so neu, als hätte sie ihn bis jetzt unzertrennt besessen.

Als sie sich gefaßt hatte, ließ sie den Ritter rufen, um seinen Bericht zu enden. Der Schluß seiner Erzählung, so traurig er klang, besänftigte in stillem wehmüthigen Schmerz ihr tief erschüttertes Gemüth. Es rührte, es freute sie, daß ihr Freund in den letzten Augenblicken seines Lebens ihren Gemahl zum Vater seines Sohnes erwählt hatte. Sie sah das Zeichen der Versöhnung mit ihr in diesem schönen Vertrauen, und wenn Ludwigs Bild durch diese Züge von Seelengröße sich vor ihr in himmlischem Licht verklärte, so erhob sich auch die Achtung für ihren Gemahl. Der Mann, der seines erkannten Nebenbuhlers Freund, sein Trost im Tode seyn konnte, ward ihr nun durch das Zutrauen des Geliebten noch theurer, als durch ihre eigne Wahl.

Noch lange unterhielt sie sich mit dem Ritter über alle Umstände der Schlacht und Hohenbergs Tod, und als sie ihn köstlich bewirthet hatte, entließ sie ihn zu ihrem Herrn zurück, mit der Bedeutung, daß sie jetzt

wie immer seine Wünsche als Befehle erkennen, und mit Freuden ihn und den Sohn, den ihnen Gott geschenkt, erwarten würde.

Wohl zwei Monate vergingen noch, ohne daß zwischen den beiden Heeren etwas Erhebliches vorfiel — endlich, als der Winter völlig eingetreten war, zerstreuten sich die Schaaren, und jeder Lehnsherr führte die Seinigen nach Hause, um der Ruhe am heimathlichen Herd zu pflegen. Auch Helmhard kehrte mit seinem Pflegsohn nach Hohenberg, und freute sich, ihn in das Stammschloß seiner Ahnen zu führen. Ein Bote benachrichtigte seine Frau, und sie eilte den Berg herab, ihrem Eheherrn entgegen. Mit vieler Freude begrüßte Helmhard das schöne geliebte Weib, und warf sich vom Pferde herab in ihre Arme. Auch sie drückte den verehrten Gemahl inniger an die Brust, und küßte unter Thränen seine Rechte, die Hohenbergs kalte Hand zum letzten Mal gefaßt und dem Geliebten Ruhe in der Todesangst zugesichert hatte. Nun stellte ihr Helmhard den jungen Grafen vor, aber statt, wie sie gefürchtet hatte, eine schmerzlich süße Erinnerung in seinen Zügen zu entdecken, machte eine auffallende Gleichheit mit seiner Mutter ihr Herz erstarren, und ein kalter Schauer entfernte sie von dem Knaben, so daß sie sich Gewalt anthun mußte, ihn mit der liebevollen Freundlichkeit zu empfangen, die einem Unglücklichen und dem Pflegesohn ihres Mannes gebührte.

Mit der Ankunft des Ritters und der Erscheinung des Knaben hatte nun wieder ein rascheres Leben auf Hohenberg begonnen. Joerger, der ihn jeden Tag lieber gewann, beschäftigte sich viel mit ihm, und war in den trüben Wintertagen, die ihn auf seiner Bergfeste

eingeschlossen hielten, sein Meister und Anführer in den meisten ritterlichen Uebungen. Elisabethen kamen diese Zerstreuungen erwünscht — sie lenkte ihres Mannes Aufmerksamkeit öfters von ihr ab auf den Knaben, und erleichterte ihr die schwere Pflicht, ihren still-nagenden Schmerz seinem Blicke zu entziehen. Es gelang ihr auch ziemlich, und Joerger, der sie nie ganz heiter und froh gesehen hatte, bemerkte keine große Aenderung in ihrem Betragen. Nur ihre Gesundheit schien zu leiden, aber klug und gelassen wußte sie die meiste Schuld auf die Strenge des Winters und die rauhe Luft der Gegend zu schieben. Darum, wie der Frühling sich näherte, schlug ihr Helmhard zur Zerstreuung und Erholung eine kleine Reise vor. Freundlich erkannte sie seine Sorgfalt, und folgte ihm zu einem Turnier und glänzenden Feste nach Prag, wo König Johann, ein junger feuriger Fürst, dem Waffenspiel, Minneglück und Zerstreuung näher am Herzen lagen, als die Sorge für sein Reich, auf die Pfingstfeiertage alle Edlen und Großen seines und der benachbarten Länder entboten hatte. Die Waffen ruhteu damals, und Leopolds Unterhandlungen hatten Johann von Baiern abwendig gemacht. So zogen denn von allen Seiten böhmische, österreichische, mährische Ritter u. s. w. heran, um im Scherz und Spiel sich Ruhm zu erwerben, bis die Kriegstrompete sie wieder zu ernsteren Kämpfen rief.

Das Fest zu Prag.

Zwei Tage vor den Pfingstfeiertagen trafen Helmhard und seine Frau mit einem glänzenden Gefolge in Prag ein, wo bereits alles von Fremden, die zu

den Festen gekommen waren, wimmelte. Es übrigte gerade so viel Zeit, um Pferde, Rüstungen und Alles, was zu einem glänzenden Auftritt nöthig war, in gehörigen Stand zu setzen; und am frühen Morgen des Tages, der zum Turnier bestimmt war, waffnete Elisabeth ihren Gemahl, und schmückte seine Rüstung mit einer prächtigen Feldbinde, die sie reich in Gold und Farben nach dem Wappen seines Hauses gestickt und heimlich für diesen Tag vollendet hatte. Mit dankbarer Freude umarmte Helmhard sein Weib für diesen Beweis ihrer Liebe, und hörte nun mit doppeltem Verdruß, daß die Ermüdung der Reise und die Arbeiten der zwei letzten Tage sie zu sehr erschöpft hätten, als daß sie bei dem Turnier gegenwärtig seyn könnte; doch versprach sie ihm, bei dem Bankett, das Abends am Hofe gegeben wurde, in allem Glanz, der ihn freute, zu erscheinen.

Elisabeth war froh, ein Paar stille Stunden zu gewinnen. Wirklich hatten die Zerstreuungen der letzten Tage erschöpfend auf sie gewirkt, und überhaupt stimmte ihr Gemüth zu nichts weniger als der rauschenden Fröhlichkeit, von der sie, ihrem Gemahl zu Liebe, sich jetzt umgeben sah. In sich gekehrt saß sie still in ihren Gemächern, ihr Geist schweifte weit von dem schimmernden Schauplatz in die Scenen ihrer glücklichen Jahre zurück, und überrascht hörte sie gegen Mittag das Geräusch des Volks, das vom Turnierplatz zurückströmte, das Getöse der bewaffneten Pferde, die ihren siegreichen oder besiegten Herrn nach Hause trugen. Auch Helmhards Zug schimmerte schon die Straße herab, und sie eilte ihrem Gemahl entgegen.

Seine frohe Miene, sein blitzendes Auge verkündigten ihr von weitem, daß er unter den Siegern bei'm

Kampfspiel gewesen war. König Johann selbst, der an Kraft und Gewandtheit die Meisten übertraf, und Herr Helmhard hatten sich vor Vielen ausgezeichnet; aber dennoch trug ein junger mährischer Ritter den höchsten Preis davon, Herr Walter von Wartenberg, gegen den weder Joerger noch der König etwas vermochte, und der durch seine ritterlichen Sitten und seine schöne Gestalt eben sowohl, als durch seine Geschicklichkeit und Tapferkeit Aller Augen auf sich gezogen hatte.

Als der Abend kam, kleidete sich Elisabeth, wie es ihr Gemahl wünschte, mit Geschmack und Pracht, und folgte ihm in das Schloß. Die Versammlung war bereits zahlreich, Joerger führte seine Frau mit einem stolzen Gefühl durch die Reihen, und stellte sie dem Könige vor, der sichtbar von ihrer edeln Gestalt angezogen, sich lange freundlich und munter mit ihr unterhielt. Als sie sich hierauf zu den anwesenden Frauen gesetzt hatte, wurde von allen Seiten über das heutige Turnier und den schönen mährischen Ritter gesprochen. Jede wußte etwas von ihm zu erzählen, von seiner anziehenden Gestalt, von seinem Lautenspiel, von seinen Dichtergaben, von seinem raschen Lebensmuth und seinen edlen Sitten. Elisabeth hörte still zu, ihr war das Alles ziemlich gleichgültig, und sie sah in diesen Lobeserhebungen nur das schlechtverborgene Verlangen, von dem merkwürdigen Manne, den man so sehr auszeichnete, auch wieder ausgezeichnet zu werden. Nur was Eine ihrer Nachbarin erzählte, kam ihr gehaltvoller vor, und machte nun auch sie begierig, den Fremden kennen zu lernen.

In der Schlacht von Mühldorf nämlich, wo er unter König Johanns Fahnen stritt, hielt er allein mit

den Seinigen Stand, als die Böhmen vor Herzog Friedrich und seinen Oesterreichern zu weichen anfingen; er rettete den König, der mit dem Pferde stürzte, und darüber bald in österreichische Gefangenschaft gerathen wäre, indem er ihm das seinige gab; und als Hohenzollerns List das Treffen zum Schaden von Oesterreich zu wenden wußte, drang er sogleich wieder vor, und suchte sich einen Weg bis zu Friedrich selbst zu bahnen. Da warf sich ihm ein österreichischer Ritter entgegen, und es begann ein hartnäckiger Kampf zwischen ihnen Beiden. — Ihre Hiebe fielen dicht, Funken sprühten aus Schildern und Helmen. Im Feuer des Kampfes bemerkte der Oesterreicher nicht, daß Niemand mehr von den Seinigen um ihn war, und er ganz allein unter den immer mehr vordringenden Böhmen stritt. Schon floß sein Blut aus mehreren Wunden; da hielt Wartenberg die Seinigen zurück, und bot ihm ritterliche Haft an, wenn er sich ergeben würde. Der Ritter sah sich um; er gewahrte seine Verlassenheit, aber sein Muth wuchs mit der Gefahr — er wollte nichts von Gefangenschaft hören. In diesem Augenblick erscholl von allen Seiten der laute Ruf: Herzog Friedrich ist gefangen! Die Oesterreicher ziehen sich zurück! — Ergebt Euch nun! rief Wartenberg. Was kann Eure verzweifelnde Tapferkeit Eurem gefangenen Herrn frommen? Ihr blutet aus so vielen Wunden, und kein Mensch ist, der Euch nicht das Zeugniß geben wird, daß Ihr ritterlich und rühmlich gestritten. Gefangen seyd Ihr auf jeden Fall, so ergebt Euch lieber mir, es wird Euch nicht reuen!

Der treuherzige Ton dieser Rede schien den Fremden zu bewegen; er reichte Wartenbergen sein Schwert, und dieser sprang ab, half dem Verwundeten freund-

lich vom Pferde, und führte ihn sorgsam unter einen Baum, neben dem eine Quelle hervorrieselte. Hier bat er ihn niederzusitzen, und schickte um einen seiner Reisigen, der sich auf die Behandlung der Wunden verstand. Dankbar reichte ihm der Gefangene die Hand mit einem herzlichen Drucke, und nahm den Helm ab. Wartenberg sah einen braunen Jüngling vor sich, in der ersten Blüthe der Jugend, aus dessen Zügen Geist und Adel, aber auch ein düstrer Ernst sprach. Mächtig wirkte dieser Anblick auf Wartenbergs empfängliche Seele, und er fühlte sich innig zu dem tapfern, und wie es schien, unglücklichen Jüngling hingezogen. Er half ihm sich zu entwaffnen, so sehr der Fremde sich sträubte, und legte selbst Hand an, seine Wunden zu verbinden, die zahlreich, aber nicht tief waren. In diesem Augenblicke sprengte ein Haufen Baiern vorbei, und als sie an dem Verwundeten die österreichische Feldbinde gewahr wurden, wollten sie ihn in roher Wuth niederhauen. Umsonst rief ihnen Wartenberg zu, daß er sein Gefangener, verwundet und wehrlos sey. Die Baiern kannten keine Schonung, kein Kriegsgesetz. Einer von ihnen sprengte sein Roß an, und holte mit dem Schwert aus, um dem Unglücklichen den Kopf zu spalten; da sprang Wartenberg hinzu, fing den Streich mit seinem Arm auf, und kämpfte gegen seinen Bundesgenossen um das Leben seines gefangenen Feindes. Auch dieser war indeß angesprungen, hatte seinen Schild und einen Dolch ergriffen, der im Grase lag, und stellte sich an Wartenbergs Seite. Bei dem Anblick der Gefahr ihres Herrn kamen einige seiner Leute herbei, und nun gelang es ihnen, die Baiern in die Flucht zu schlagen, und ihr schändliches Vorhaben zu vereiteln. Als der Kampf geendet war, sanken die beiden Jüng-

linge einander stumm in die Arme, und der Bund inniger Freundschaft, der ihrer Beider Blut gekostet hatte, war mit diesem Blut auf ewig besiegelt.

Elisabeth hatte mit Vergnügen dieser Erzählung zugehört; sie fühlte Achtung für Wartenberg, und sie konnte auch dem österreichischen Ritter ihre Theilnahme nicht versagen. Indem sie noch sprachen, entstand eine Bewegung unter den Damen, und alle Blicke wendeten sich nach der Thüre: — der ist's — der ist's, der mit dem blauen Sammtmantel — und der mit ihm geht, ist der Grafenegger, den er in der Schlacht gefangen, und der ihn seitdem nicht wieder verlassen hat! So flisterten ihre Nachbarinnen um sie herum. Jetzt wendete auch sie sich nach dem Eingang — und erstarrte. Hohenberg, wie er in der Fülle der Jugend ausgesehen haben mochte, wie er ihr in jenem bedeutungsvollen Traum erschienen war, trat am Arme eines andern Jünglings, in dem sie der Beschreibung nach den Gefangenen erkannte, in den Saal. Sie zitterte, Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Gesichte, und man hätte ihre Bewegung bemerken müssen, wären nicht alle Augen auf den Helden des Tages geheftet gewesen.

Mit freiem Anstand schritten die Jünglinge durch den Saal, und nahten sich dem erhöhten Sitze, wo der König, von luxemburgischen und böhmischen Grossen umringt, saß. Unwillkührlich hingerissen folgte Elisabeths Auge dem Herrn von Wartenberg, und vergebens strebte sie den Aufruhr zu stillen, der sich in ihrer Brust erhob. Die Aehnlichkeit war zu groß, die Erinnerung an den, den sie einzig geliebt, den sie so schmerzlich betrauerte, zu lebhaft. Die Ritter hatten sich vor dem Könige geneigt, der verbindlich mit ihnen sprach; jetzt kehrten sie zurück, und gingen langsam

durch die Versammlung, und Wartenbergs Auge schweifte vergnügt durch die Reihen schöner geschmückter Frauen, indeß der andere achtlos neben ihm ging, und kaum einmal der Blick erhob. Auch seine Züge kamen Elisabeth bekannt vor, aber sie hatte weder Ruhe noch Lust, sich zu besinnen, wo sie ihn gesehen. Als Wartenbergs Auge jetzt auf sie traf, sah sie ihn unwillkührlich einen Moment still stehen. Ihn überraschte der Ausdruck ihrer Züge, neben denen die übrigen Frauen gehaltlos verschwanden — und er wandte sich schnell zu seinem Gefährten und flisterte ihm etwas in's Ohr. — Jetzt erhob auch dieser den Blick auf sie — sah sie forschend, ernst an, und es schien, als besänne auch Er sich, sie gesehen zu haben. Dann gleitete eine hohe Röthe flüchtig über seine Wangen; sein dunkles Auge sprühte feuriger; er zog seinen Freund hastig bei Seite, und Elisabeth sah sie in einer Ecke des Saals angelegentlich sprechen; sie sah einen der böhmischen Ritter sich zu ihnen gesellen; sie bemerkte, wie dieser ihnen Etwas lebhaft erzählte, und die beiden Jünglinge aufmerksam zuhörten. Sie konnte wohl unterscheiden, daß sie der Gegenstand dieses Gesprächs war, und daß Wartenbergs Blicke von diesem Moment an fast beständig auf ihr ruhten. In der Verwirrung, in welcher sie sich befand, und in welcher Wartenbergs Aufmerksamkeit sie erhielt, war es ihr sehr willkommen, daß der Marschall mit dem Stabe, von Edelknaben und Truchsessen begleitet, eintrat, um dem König zu melden, daß die Tafel bereit sey. Ein lauter Chor von Trompeten und Pauken wirbelte, als der König sich erhub; sein Aufstehen war ein Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, die Ritter drängten sich vor, um die Frauen vorbeigehen zu sehen; Wartenberg stand in der vordersten

Reihe, Elisabeth mußte hart an ihm vorbeistreifen, und sein Auge begegnete ihr mit so bedeutungsvollem Blicke, daß sie das ihrige erröthend senkte.

Als man im Tafelsaale angekommen war, erklärte der König laut, daß, um der ungezwungenen Unterhaltung und des frohen Genusses wegen, jede Rangordnung aufgehoben, jedes Ceremoniell verbannt seyn solle, und sich Jeder setzen möge, wie und wo ihm gelüste. Er selbst trat zu Elisabeth, führte sie an einen Sitz, und nahm neben ihr Platz. Diese Auszeichnung, die die Blicke des ganzen Hofes auf sich zog, machte sie verlegen, ihr Auge suchte ihren Gemahl. Sie hätte gewünscht, ihn an ihrer Seite zu haben; aber Herr Joerger war weit entfernt, und indem sie das Auge gerade vor sich erhob, traf es auf Wartenberg, dem eben eine von den schönsten Damen des Hofes freundlich einen Platz neben sich anwies. Dieses Zusammentreffen vergrößerte ihre Verlegenheit und ihre Zerstreuung, aber außer Stande, ihre gespannte Lage zu ändern, nahm sie sich vor, sie mit Anstand zu ertragen, und König Johann war entzückt über den Geist seiner Nachbarin, indeß der Ernst, mit dem sie alle Schmeicheleien, alle Anspielungen auf ihre Schönheit achtlos überging, ihn heftiger reizte.

Während sie gegen den König diese Fassung behauptete, war ihre Brust von wunderbaren Gefühlen bewegt. Vergebens gab sie sich alle Mühe, die Erinnerungen, die sich ihr gewaltsam aufdrängten, zu verbannen, jeder Blick zeigte ihr den verlornen Geliebten in allem Schimmer der Jugend, blendender als sie ihn selbst gekannt hatte. Ihr Traum in Maria Zell fiel ihr ein — sie sah jetzt deutlich dieselbe Gestalt vor sich, und ein geheimer Schauer ergriff sie, wenn sie auf den

verhängnißvollen Zusammenhang zwischen ihrem Schicksal und dem dieses völlig fremden Mannes dachte. Was noch mehr beitrug, sie zu verwirren, war die lebhafte Aufmerksamkeit, mit der Herr von Wartenberg sie betrachtete, seine Blicke, die beinahe immer auf sie geheftet waren! Wie sehnlich wünschte sie nicht das Ende des langen schwelgerischen Bankettes herbei! Wie froh war sie, als endlich der König das Zeichen zum Aufbruche gab, und es ihr vergönnt war, ihr tief aufgeregtes Herz in der Stille der Einsamkeit zu beruhigen! Mit Zittern sah sie dem kommenden Tag entgegen, da der ganze Adel bei einem Ball zu erscheinen geladen war, und wo Helmhard ihr nicht gestatten wollte, wegzubleiben.

Der zweite Tag ging zu Ende, die Sonne sank hinter den Zinnen und Thürmen von Prag, und ihr Feuerstrahl loderte über die Fläche der Moldau hin, da bedeckte sich der Fluß nach und nach mit unzählig kleinen Schiffchen, die mit Blumen, Flittern und Bändern von allen Farben bekränzt in muntern Reihen hin und her segelten. Sie erwarteten den Hof und die Gesellschaft, die zum Feste bestimmt war, um sie nach der Moldauinsel zu führen, auf der Johann, gewöhnt am üppigen französischen Hofe, wo er sich mehr als in seinem Reiche aufhielt, kostbare und geschmackvolle Feste zu sehen, mit königlichem Sinn und verschwenderischer Pracht ein glänzendes Fest hatte bereiten lassen. Er war der Erfinder, der Anordner aller dieser Ergötzlichkeiten, und in einem seltnen Verein wußte sein Geist Frohsinn mit Pracht, Munterkeit mit Anstand so wohl zu verbinden, daß man von dem Gedanken, am Hofe eines mächtigen Fürsten zu seyn, nie im Genusse der Freude gestört, und von der Freude nie so hingerissen wurde, zu vergessen, wo man war.

Der Adel hatte sich im Schloß versammelt; von dort ging der Zug an's Ufer des Flusses, das zu beiden Seiten eine unzählbare Volksmenge bedeckte, begierig, das Schauspiel königlicher Pracht zu sehen. Die zierlichen Gondeln nahten dem Ufer. Nach einem still waltenden Gesetz, das unbemerkt gegeben und eben so unbemerkt befolgt wurde, ordnete sich Alles, die Gesellschaft schiffte sich ein, und Jeder schien nur seinem eigenen Willen zu folgen, indeß er dem Geist gehorchte, der Alles leitete. Unter lauter, fröhlicher Musik stießen die Nachen vom Lande, Scherz und Lachen — Geflister und Gekose herrschten in den dämmernden Lauben von Tannengesträuch, die sie überwölbten. Johann saß an Elisabeths Seite; er hatte gewußt, es so zu veranstalten, daß sie in demselben Nachen mit ihm fahren mußte. In zärtlichen Ausdrücken, die doch nicht das stolze Gefühl verbargen, in welchem er sich über jede Abweisung erhaben glaubte, erklärte er ihr ohne Rückhalt die Empfindungen seines Herzens, und fühlte sich durch den Ernst, womit sie sie aufnahm, eben so sehr beleidigt, als angezogen. Jetzt hatten die Nachen die Insel erreicht. Musik und fröhliche Chöre empfingen sie; unter dem Schalle ländlicher Flöten und Schallmeien stiegen sie an dem zauberisch geschmückten Ufer aus. Die Insel war in einen Feengarten verwandelt — Blumengewinde schlangen sich von Baum zu Baum, aus den Büschen ertönten unsichtbare Chöre von Sängern, die Lieder der Liebe sangen. Auf freien Rasenplätzen, mit tausend Blumen bedeckt, tanzten blühende Mädchen, als Dryaden und Hamadryaden gekleidet, den Reiben; dort im Gebüsche hielten Faunen und Satyren ein lärmendes Gelag. Auf einem still verschlossenen Platze, von ehrwürdigen Bäumen beschattet, sang ein jugend-

lich schöner Apoll den versammelten Hirten; dort, wo der Hayn noch wilder wurde, klagte Orpheus um Euridicen, und künstlich nachgeahmte Thiere schienen sich sehnsuchtsvoll nach seinen Tönen zu bewegen. Der ganze Olymp der Fabelwelt hatte sich auf die schöne Insel herabgesenkt, und Auge und Ohr schwelgte in den sinnreichst ersonnenen Freuden *). Staunend und erfreut folgte die Gesellschaft dem Könige, der, Elisabeth am Arme, sie überall hinleitete, bis sie zuletzt am Ende einer majestätischen Allee ein schimmerndes Zelt über vergoldeten Säulen schwebend glänzen sahen, aus dem ihnen eine rauschende Tanzmusik entgegen scholl. Das war der Schluß aller Herrlichkeiten, und der eigentliche Zweck des heutigen Festes. Die Gesellschaft zerstreute sich in dem prächtig geschmückten Zeltsaale, den Geschmack und Glanz, der ihnen überall entgegenstrahlte, bewundernd, bis der Tanz sie zu andern Freuden rief. Kein Bitten, kein ungestümes Dringen des Königs konnte Elisabeth bewegen, zu tanzen, und erzürnt über ihre Weigerung, verließ er sie endlich gleichsam trotzend, und mischte sich in die Reihen der schönsten Frauen, die ihm mit der regsten Aufmerksamkeit entgegen kamen.

Elisabeth war froh, einige ruhige Augenblicke zu haben; mit leichtem Herzen sah sie den König sich angelegentlich mit andern Frauen unterhalten, und alle seine Künste gingen an ihr verloren. Nach und nach erschienen Masken in dem Saale, und sie sah wohl, wie einige der Gesellschaft sich entfernten, und über eine Weile vermummt wieder kamen. Ihr Gemahl hatte sich mit ein Paar ältern Rittern zum Würfelspiel niedergesetzt, das er liebte — unter der bunten Menge,

*) Feste dieser Art, von vielen Aufzügen und theatralischem Pomp begleitet, waren im Mittelalter gewöhnlich.

die sie umgab, waren Wenige, die sie kannte, Niemand, der ihr werth war — und jene zwei Gestalten, deren eine so wunderbare Gefühle in ihrer Brust erregt hatte, waren nirgends zu sehen. In manchen Augenblikken wünschte sie sich Glück, diese allzulebhaften Erinnerungen heute nicht erneuert zu finden, in manchen überraschte sie sich selbst bei sorgfältigem Spähen, ob sie nirgends das Ebenbild der theuren Gestalt erblikken könnte, die ihrem Geiste ewig vorschwebte. Sie strafte sich um dieses Wunsches willen, und vermochte nicht, ihn zu besiegen. So führte eine trübe Vorstellung sie auf die andere; je lauter, je fröhlicher es um sie wurde, desto tiefer versank sie in düstern Gedanken, aus denen plötzlich eine laute Bewegung der Versammlung sie weckte. Die Nacht war eingebrochen, und wie der letzte Tagesstrahl erlosch, entflammten sich in der Aue rings um das Tanz-Zelt alle Gänge und Gebüsche in hellem schimmernden Lichte. Alleen von Feuer liefen bis an den Strom, Blumengewinde, aus Funken gebildet, schlangen sich durch die Gebüsche — Namenszüge loderten in bunten Flammen auf — Alles strömte neugierig aus dem Saale der schimmernden Erleuchtung zu, und zerstreute sich in der Aue. Auch Elisabeth war einem Schwarm gefolgt, und irrte mit ihnen durch die erleuchteten Gänge. Sie sah mit Vergnügen die wunderbaren Wirkungen des Lichts in der Nacht des Waldes, die seltsam täuschenden Gestalten der Gebüsche, und verlor sich im Anschauen. Als sie ihren Begleiterinnen folgen wollte, fand sie sich allein. Müde des langen Betrachtens hatten die Andern sie verlassen, und sie wandte sich, um ihnen nachzugehen, wo sie sie in der Ferne plaudernd und lachend vor sich hin schwärmen sah. Da führte ihr Pfad sie am Ufer

des Stroms vorbei, und sieh! eine Pyramide aus stillem bläulichem Feuer gebildet, brannte mit mildem Glanz am gegenseitigen Ufer, und spiegelte ihre sanften Lichter im Strome, der die schöne Erscheinung wiederholte. Die Abgeschiedenheit dieses Schauspiels, seine Entfernung von dem Geräusch, das die übrige Insel durchtobte, der beruhigende Eindruck desselben wirkten angenehm auf Elisabeths Gemüth. Sie blieb stehen; sie betrachtete die Pyramide, ihren Abglanz im Wasser, und setzte sich dann auf eine Rasenbank, wo ein lieblicher Contrast, von fern der weithinschimmernde Tanzsaal, die feurige Beleuchtung der Bäume, die Musik, das Getöse der wandelnden und tanzenden Menge, und hier der ruhig daherziehende Strom, die Dämmerung, die sie umfing, das stille Licht in der einsamen Nacht, ihre Seele in wehmüthig süße Träume wiegte. Auf einmal ertönte ein leiser Saitenklang nahe bei ihr im Gebüsche, jetzt noch einer, die Töne reihten sich zur stillklagenden Melodie, und gleich darauf traten zwei Minstrels, verlarvt, aber prächtig und ganz so gekleidet, wie die Heldenbücher sie aus der schönen Zeit der provenzalischen Dichtkunst schildern, hervor. Ehrfurchtsvoll grüßten sie Elisabeth, stellten sich unweit von ihr, der Eine ergriff die Laute, irrte mit fertiger Hand durch die Saiten, und fiel dann mit einer schönen Stimme ein, die in Elisabeths Brust seltsam wiederklang. So sang der Minstrel:

Es irrt ein Pilger durch Berg und Thal,
Des Morgens erster röthlicher Strahl
Trifft ihn in einsamen Gründen.
Er wandert, bis spät der Abend sinkt,
Und wenn der Mond durch die Wolken blinkt,
Wird er noch den Wandelnden finden.

Es irrt ein Pilger durch Wald und Feld,
Es lieget die weite, die offene Welt
So lachend vor seinen Blicken.
Ihn rühret des Spätroths ruhiges Licht,
Ihn reizet die Fülle des Herbstes nicht,
Mit welcher die Fluren sich schmücken.

Woher, du lieblicher Knabe, woher?
Dein blaues Auge, von Thränen schwer,
Ist jammernd zum Himmel gerichtet.
So jung, und kennest das Unglück schon?
Bist du der Heimath, der süßen, entflohn?
Bist du vor Feinden geflüchtet? —

Was nennest du Heimath, was nennest du Feind?
Mit der Heimath ist gar Manches gemeint.
Im Arm, an dem Busen der Lieben,
Mit denen das Unglück uns innig verband,
Dort blühet das wahre Vaterland —
Weh dem, den man dorten vertrieben!

Und Feinde? Sie nahen mit Schild und Speer
Nicht immer dem Armen, ein streitbares Heer —
Das Herz ist gar leicht zu verletzen!
Es wandelt das Schicksal in Dunkel gehüllt,
Es schleudert den Blitz, sein Spruch wird erfüllt.
Wir weichen den ehr'nen Gesetzen.

Und kennst du der Liebe heilige Macht?
Sie erhellet des Blinden ewige Nacht.
Wird Kerker zu Eden ihm schmücken;
Sie leitet mit sorglicher Liebe den Freund,
Dem die leuchtende Sonne nur wärmet, nicht scheint,
Und fühlt sich beglückt im Beglücken.

So laß mich denn wandern, so laß mich denn ziehn,
Nur eilend kann ich dem Jammer entfliehn,
In der Ferne von Schmerzen gesunden! —
Er sprach's, und deckte das Aug' mit der Hand,
Und wie er seufzend sich seitwärts gewandt,
War die holde Erscheinung verschwunden.

Der Minstrel schwieg. Elisabeth war tief erschüttert. Der Inhalt des Liedes, der in leisen Anklängen ihr ganzes Schicksal berührte, die romantische Erscheinung, noch mehr aber die Stimme des Unbekannten, die vollkommen jenen weichen rührenden Accenten glich, die noch immer in ihrer Seele wiederhallten — Alles vereinigte sich, um sie in eine Art von Bezauberung zu versetzen, in der sie die Wahrheit nicht mehr von der Täuschung zu sondern wußte. Wie der Minstrel auf seinen Freund gelehnt vor ihr stand, glaubte sie den verlornen Geliebten selbst zu sehen, seinen Gesang wie in jenen Tagen auf der Seusenburg zu hören, ihre Thränen brachen hervor; sie vergaß, was geschehen war, rief: Ludwig! und eilte auf den Fremden zu. — — In diesem Augenblick stürzte dieser zu ihren Füßen: „Vergebt — vergebt, edle, unglückliche Frau, wenn ein Unbekannter es wagte, schmerzliche Erinnerungen in Eurer Brust zu wecken! Nur der Wunsch, Euch zu zeigen, daß Euer Schicksal mir bekannt ist, daß ich Eure hohe Tugend kenne und verehre, konnte mich zu dieser Kühnheit verleiten.“ Elisabeth hatte sich während seiner Rede etwas gefaßt. — „Wer seyd Ihr, wie kennt Ihr mich so genau? fragte sie mit noch zitternder Stimme. Der Fremde nahm die Maske ab — Elisabeth erblickte Hohenbergs Züge, und ihre Verwirrung vermehrte sich wieder. „Ich heiße Wartenberg,“ sagte der Fremde,

„mein Name wird Euch wohl unbekannt seyn.“ Elisabeth stand einige Augenblicke schweigend, halb in dem zauberhaften Anblick verloren, halb bemüht, die gehörige Fassung zu erringen — sie besann sich jetzt langsam auf Alles, auf die Erscheinung des gestrigen Tages, und Wartenbergs Geschichte aus der Mühldorfer Schlacht. — „Steht auf, Herr von Wartenberg!“ sagte sie endlich: „Euer Name ist mir nicht unbekannt; ich habe ihn mit Achtung nennen gehört; aber steht auf, ich bitte Euch, wir sind hier nicht allein.“ — „Nicht eher, bis Ihr mir verziehen habt, edle Frau!“ rief der Ritter lebhaft. „Ich fühle die ganze Größe meines Vergehens; ich verehre den Schmerz, der Euch hinriß, aber Euer Unglück ist zu schön, um Euch nicht gern weinen zu sehen. Verzeiht!“ Diese Worte des Ritters verwirrten Elisabeth noch mehr, schweigend reichte sie ihm die Hand, die er brünstig an seine Lippen drückte, schweigend winkte sie ihm, aufzustehen. Er gehorchte. — O, rief er jetzt, indem er ihre Hand ehrerbietig an seine Brust drückte, und dann los ließ: „O, wer würde nicht gern Augen und Leben verlieren, um so beweint zu werden!“

Elisabeths Herz schlug in bangen Schlägen; ihre Brust flog — ihre Verlegenheit nahm mit jedem Augenblicke zu. „Laßt uns in den Saal gehen, Ritter,“ sagte sie mit ungewisser Stimme, „es ziemt mir nicht, länger hier Euer Gespräch anzuhören.“ — Wartenberg verbeugte sich schweigend, und bot Elisabeth den Arm. — Sie gingen auf den Saal zu, der zweite Minstrel folgte ihnen. Keines sprach ein Wort; aber Wartenbergs Auge, das zuweilen scheu und glühend auf das ihrige traf, sagte weit mehr von dem Zustand seiner Seele, als die beredt'ste Erklärung. Sobald sie in dem

Saal angekommen waren, und der König Elisabeth an Wartenbergs Seite sah, eilte er auf sie zu, bemächtigte sich ihres andern Arms, und schien entschlossen, sie diese Nacht nicht mehr zu verlassen. Sie fühlte sich in einer peinlichen Lage. Wenn hier des Königs zudringliche Liebe sie beleidigte, so schreckte sie dort die gefährliche Aehnlichkeit, die ehrerbietige Glut, die halb zurückgedrängt um desto rührender hervorbrach. Im gemeinschaftlichen Gespräche enthüllte Wartenberg so viele Spuren zarter lebhafter Gefühle, ritterlichen Muths und feuriger Entschlossenheit — ihre Seelen berührten sich in so manchen Punkten; sie fand auch in den Gesinnungen so viele Aehnlichkeit mit dem verlornen Freunde, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, diese allzugefährliche Nähe schnell zu meiden, und sich jeder Annäherung zu entziehen, immer lebendiger in ihr wurde.

Mit Unmuth sah der König schon lange, daß es ihm nicht gelingen wollte, seinen Mitwerber zu verdrängen, er sah, daß wenn auch Elisabeth ihm denselben nicht vorzog, er sich dennoch keines Vortheils über ihn rühmen konnte; jetzt konnte seine lebhafte Ungeduld es nicht länger aushalten. Er stand auf, und befahl Wartenberg, ihm zu folgen — sie wollten sich Tänzerinnen suchen, und einen Tanz aufführen, den sie vorher schon geübt hatten. Wartenberg gehorchte, sein Blick, nicht seine Worte sagten Elisabeth Lebewohl. Ihr Auge folgte ihm verstohlen; sie sah ihn unter der Menge verschwinden — sie seufzte, aber ihr Geist hatte noch Kraft genug, diesen Seufzer zu verdammen, und so stand auch sie auf, den Augenblick der Freiheit nützend, um ihren Gemahl zu suchen, und mit ihm das Fest sogleich zu verlassen. Wie sie in ein Nebenzimmer trat, hörte sie, daß ihr Jemand eilig folgte; sie sah sich um, es war der zweite

Minstrel, der im Garten schweigend an Wartenbergs Seite gestanden hatte. „Verzeiht einen Augenblick, edle Frau!“ sagte er mit einer tiefen angenehmen Stimme, die Elisabeth nicht ganz fremd schien — „und erweiset einem Unbekannten die Gnade, ihm eine Frage zu beantworten.“ Elisabeth blieb stehen. „Was wollt Ihr von mir? Ihr verkennt mich vielleicht.“ — „Gewiß nicht,“ antwortete der Minstrel: „Ihr seyd Frau von Joerger, aber Ihr seyd auch das Pilgermädchen, der Pilgerjüngling aus dem schönen Thal von Liljenfeld.“ — Elisabeth erröthete. „Woher wißt Ihr von der Pilgerin? Wer hat Euch erzählt?“ — „Das erlaubt mir zu verschweigen, edle Frau! Nur diese einzige Frage: lebt Eure Freundin, Agnes, noch?“ — Elisabeth sah die Maske forschend an — es war eine schlanke Gestalt, von mehr als gewöhnlicher Länge, und zwei düstre dunkle Augen blitzten sie aus der Larve hervor an. „Ich weiß nicht, wie Ihr zu dieser Frage kommt?“ antwortete sie — aber — „Agnes lebt.“ — „Und wo?“ Bei der Königin von Ungarn. — „Ist sie noch frei?“ Die Stimme der Maske wurde zitternder. „Ja, sie ist frei.“ — „Ihr seyd unaussprechlich gütig!“ rief der Fremde mit lebhafter Bewegung: — „Vollendet Euer schönes Werk. Nur noch ein einziges Wort! Denkt sie noch an ihre Jugendtage, an Liljenfeld, an die Menschen, die sie dort umgaben?“ Es ist wahrlich sonderbar, erwiederte Elisabeth, von einem völlig Unbekannten so gefragt zu werden. Ich könnte Eure Frage mit einer andern beantworten. Woher kömmt Euch das Recht, Euch darnach zu erkundigen? „Das Recht?“ rief der Minstrel lebhaft, und seine Stellung wurde stolzer: „bei Gott! ich denke, ich habe ein Recht dazu! — Aber — ich sehe wohl ein, daß ich es hier nicht geltend machen kann — und

so — indem er sich bescheiden verbeugte — habt die Gewogenheit, edle Frau, und antwortet einem Unbekannten, der in diesem Augenblick keinen Anspruch für sich anführen kann, als daß er sehr unglücklich ist, und von Eurem Edelmuth Aufrichtigkeit erwartet.“ — Diese Antwort, der zitternde Ton, in dem sie gesprochen wurde, rührte Elisabeth. — Sie sann auf's neue nach; sie betrachtete den Fremden genauer — endlich sagte sie: „wer Ihr auch seyn mögt — Ihr nehmt lebhaften Antheil an meiner Agnes; Ihr seyd nicht glücklich — das sind zwei heilige Rechte auf meine Theilnahme. Wißt denn, auch sie ist es nicht, sie wird Liljenfeld und den Gespielen ihrer Jugend nie vergessen.“ Bei diesen Worten, die sie langsam aussprach, faßte sie des Minstrels Hand, und sah ihm forschend und bedeutend in die Augen. Sie fühlte die Erschütterung, die ihn durchbebte, er ergriff ihre Hand, und drückte sie an sein Herz. „O, habt Dank! habt Dank! Ihr habt mir das Leben wiedergegeben!“ — Herrmann! rief Elisabeth, der in diesem Augenblicke Alles klar ward, und die Gestalt des Grafeneggers, den sie gestern gesehen, einfiel; aber der Fremde drückte ihre Hand heftig, riß sich los, und war verschwunden.

Sinnend — langsam und tief gerührt, ging sie nun zu ihrem Manne, und bat ihn, mit ihr nach Hause zu gehen, weil sie sich nicht wohl befinde. Helmhard erschrak; sie beruhigte ihn, ja sie ersuchte ihn endlich, bei seinem Spiel zu bleiben, und sie nur mit seinen Leuten nach Hause zu schicken. Er nahm dies Anerbieten an, sorgte liebevoll für ihre Zuhausekunft, und war sehr froh, sie des andern Tags wieder wohl zu finden. Aber sie gestand ihm, daß die Zerstreuungen, das Geräusch, welches sie hier am Hofe immerwährend umgabe, ihrer

Gemüthsstimmung, ja selbst ihrer Gesundheit zuwider wäre, und bat ihn, weil sie sah, wie wenig er Lust bezeigte, den Hof und Prag zu verlassen, so lange die Festlichkeiten währten, ihr zu erlauben, den unruhigen Aufenthalt in der Herberge mit dem im Frauenstifte, wo eine Verwandtin von ihm Aebtissin war, zu vertauschen. Dort wollte sie in der Stille und Einsamkeit, die ihrer Stimmung so sehr zusagte, an die sie von Jugend auf gewöhnt war, die Zeit zubringen, bis er alle Freuden, die diese glänzende Periode ihm darbot, genossen haben würde, und bereit wäre, sie abzuholen.

Helmhard willigte ungern in dies Verlangen. Er liebte seine Frau herzlich; er wünschte sie um sich zu haben; er konnte sich's nicht vorstellen, daß die Ergötzlichkeiten, die ihm noch so viel Freude machten, seiner viel jüngern Frau nicht angenehm seyn sollten; indessen siegte dennoch Elisabeths sanfte Beharrlichkeit, ihr bescheidenes Bitten. Noch denselben Nachmittag führte er sie in das Stift, und empfahl sie mit warmer Liebe der Freundschaft seiner Muhme. Als die Klosterpforte sich aufthat und hinter ihr zuschloß, als sie sich in dem unnahbaren Asyle sah — schien ein Stein von ihrer Brust gewälzt. Sie hatte eine undurchdringliche Scheidewand zwischen sich und einer allzureizenden Gefahr errichtet; sie hatte der widerlichen Liebe des Königs alle Hoffnung benommen, und es blieben ihr noch einige Tage Zeit, um in der wohlthätigen Stille der Einsamkeit die Erschütterungen der vorigen Tage ausbeben zu lassen, und ihr Herz in seine ruhige ergebene Fassung zu bringen, in der allein sie das Verlorne Gott mit Ergebung aufopfern, und sich zur Erfüllung ihrer Pflicht geschickt zu machen vermochte. In den hallenden einsamen Gängen, vor den Bildern der Heiligen,

die gelitten, gekämpft hatten, wie sie, begann sie den neuen Streit mit ihrem Herzen, und in Thränen und Gebet fand sie einen Theil der Ruhe wieder, die ihr Wartenbergs Anblick geraubt hatte. Ihn selbst sah sie nicht wieder. Am achten Tage, als alle Feste zu Ende waren, holte Herr Helmhard sie aus dem Stifte ab, und als sie Prag mit seinen Zinnen und Thürmen weit hinter sich im Abendglanz schimmern sahen, gestand er ihr mit einer dankbaren Umarmung, daß das Betragen des Königs gegen ihn in den letzten Tagen, seine auffallenden Erkundigungen nach ihr, sein sichtlicher Unmuth, ja sogar einige Versuche, Elisabeth, troß der Klosterregel, dennoch zu sehen und zu sprechen, die ihm seine Muhme voll Schrecken mitgetheilt hatte, ihm jetzt erst die wahre Ursache ihrer Entfernung vom Hofe erklärt, und ihm einen neuen entzückenden Beweis ihrer Liebe und Klugheit gegeben hatten. — Elisabeth erröthete ein wenig, und nahm mit inniger Beschämung die herzlich dankbare Zärtlichkeit ihres Gemahls an; doch gelobte sie sich mit erneuertem Ernst, dies schöne Zutrauen nie zu täuschen, und stets der Liebe eines so edlen Herzens werth zu bleiben.

So erreichten sie Hohenberg, wo Helmhard mit Vergnügen zu dem Unterrichte und der Gesellschaft seines Pflegesohns und Elisabeth zu den Beschäftigungen ihrer Einsamkeit zurückkehrte.

die gelitten, gekämpft hatten, wie sie, begann sie den neuen Streit mit ihrem Herzen, und in Thränen und Gebet fand sie einen Theil der Ruhe wieder, die ihr Wartenbergs Anblick geraubt hatte. Ihn selbst sah sie nicht wieder. Am achten Tage, als alle Feste zu Ende waren, holte Herr Helmhard sie aus dem Stifte ab, und als sie Prag mit seinen Zinnen und Thürmen weit hinter sich im Abendglanz schimmern sahen, gestand er ihr mit einer dankbaren Umarmung, daß das Betragen des Königs gegen ihn in den letzten Tagen, seine auffallenden Erkundigungen nach ihr, sein sichtlicher Unmuth, ja sogar einige Versuche, Elisabeth, trotz der Klosterregel, dennoch zu sehen und zu sprechen, die ihm seine Muhme voll Schrecken mitgetheilt hatte, ihm jetzt erst die wahre Ursache ihrer Entfernung vom Hofe erklärt, und ihm einen neuen entzückenden Beweis ihrer Liebe und Klugheit gegeben hatten. — Elisabeth erröthete ein wenig, und nahm mit inniger Beschämung die herzlich dankbare Zärtlichkeit ihres Gemahls an; doch gelobte sie sich mit erneuertem Ernst, dies schöne Zutrauen nie zu täuschen, und stets der Liebe eines so edlen Herzens werth zu bleiben.

So erreichten sie Hohenberg, wo Helmhard mit Vergnügen zu dem Unterrichte und der Gesellschaft seines Pflegesohns und Elisabeth zu den Beschäftigungen ihrer Einsamkeit zurückkehrte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Schriften

Bd.: 19

Stuttgart 1828

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4461(19/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091751-9